

ILANA EIMERL

אילנה איימרל

ROKEACH

רקח

Für meine Schwester Chaia ☆

Impressum

Ilana Eimerl
Rokeach

ISBN 978-3-944380-38-4

1. Auflage März 2016

Alle Rechte vorbehalten.
© Worms Verlag 2016
Kultur und Veranstaltungen GmbH Worms
Von-Steuben-Straße 5 · 67549 Worms
www.worms-verlag.de

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN
NATIONALBIBLIOTHEK

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

HERSTELLUNG, GESTALTUNG UND SATZ
Schäfer & Bonk, Worms



1. KAPITEL

פרק ראשון

וורמייזא – 16. Nissan (4)995 / ט"ז ניסן תתקצ"ה
25. April 1235 – Worms

Ich, Chaja bat Jakob ben Kalonymos zählte sorgsam den Buchstabenwert von וורמייזא/Warmaisa zusammen und kam auf ein Ergebnis von 270, was das hebräische Wort ענקים/Anakim – riesengroß – bedeutete, und so war diese Stadt. Mehr als hundertmal hundert Menschen wohnten in den Straßen von Worms. Viele Sprachen waren zu hören. Eng waren die Gassen und der große Fluss war nah. Alle Wege führten zu Sankt Peter, dem mächtigen Dom. Rötlich leuchtete sein Stein im Licht. Sein schweres Geräusch trieb mich direkt in das jüdische Viertel, in dessen Mitte stolz die Synagoge stand, wo ich meinen Großvater Rabbiner Eleazar ben Jehuda Ben Kalonymos zu seiner täglichen Unterweisung traf. Er lehrte mich, dass ein gutes Herz erlernbar sei und die Engel mir einen Weg zeigen würden. Denn Gott alleine besitze einen Plan für den Menschen, dem auch ich vertrauen müsse.

Es waren stille Stunden der Geborgenheit in der Synagoge. Draußen, die Stadt, war laut und ruhelos. Alt war sie, diese Stadt Worms. Ihr Wappen wurde von einem Drachen gehalten, der aus den Wäldern entstieg – einem לינדוורם/Lindwurm mit dem Zahlenwert 346, genau

wie אשמה/Eschmah – Schuld. Jener Drache zerstörte viele Häuser, verschlang Menschen und Tiere in Worms und richtete alles zugrunde, was sein Atem berührte. Er war gewaltig und glich von hinten einem Wurm. Er hatte turmhohe, glühende Augen und furchtbare Zähne in seinem Maul und alle, die ihn sahen, waren vor Furcht gelähmt. Schon sein Bildnis am Haus der zwölf Parnasim, der Gemeindevorsteher, in meinem Viertel ließ mich vor Schreck erzittern. Dieser Lindwurm bewachte einen großen Schatz und es war seine Schuld, dass der Erzengel – מלאך עליון/Malach Alijon – Michael, der Anführer der Heerscharen, auf die Erde kommen und ihn bezwingen musste. Der Name וורמאיז/Warmaisa kam aus dem Jiddischen: Worm Ma'ase, die Geschichte des großen Wurms, des großen Drachen, des Lindwurms, die in der Vergangenheit in dieser Stadt geschah. Aber das waren vergangene Geschichten, und obwohl ich in וורמאיז/Worms geboren war, wartete auf mich nicht der Anführer der Heerscharen von großer Schönheit, der den Lindwurm tötete, sondern ein alter Mann aus Troyes, einer Weinstadt, die nördlich vom Rheinland lag. Ihn sollte ich in zwei Wochen ehelichen. Sein Name war David Ben Salomon. Damit erfüllte sich nach den Worten meines Vaters mein Leben. Ich würde mich als liebende Mutter um Herd und Haus kümmern und meinen Mann und die Kinder umsorgen. Die Familie meines Bräutigams Ben Salomon, eine ehrwürdige Mischpoche aus dem Frankenland, wollte ihre Handelsbeziehungen mithilfe meiner Familie, der berühmten Kalonymos-Familie, erweitern. Mein Großvater Eleazar ben Jehuda philosophierte, »es ist gut, wenn ein Mensch nicht alleine ist«, was hieß, »es ist gut,

wenn du heiratest.« Ich sollte also einen alten, weißhaarigen Mann ehelichen, damit das Edelsteingeschäft der Ben-Salomon-Familie zugunsten der jüdischen Gemeinden im SCHUM-Land aufblühte. Das SCHUM-Land waren die קהילות/Kehillot – Gemeinden – Speyer, Worms und Mainz. Fügte ich die Anfangsbuchstaben der Bistümer ש – Spira, ו – Warmaisa und מ – Magenza zusammen, entstand das Akronym שׁו״מ/SCHUM, der jüdische Name für das Rheinland und gleichzeitig das Wort »Knoblauch«, weil wir hier, genau wie im Heiligen Land, Knoblauchgerichte mochten. Auch wenn ein römischer Geschichtsschreiber namens Sidonius Apollonarius sich über Knoblauch in Worms abfällig äußerte: »*Felices oculos tuos et aures felicemque libet vocare nasum, cui non allia sordidumque cepe ructant mane novo decem apparatus.* – Glücklicherweise kann man deine Augen und Ohren, glücklich deine Nase nennen, da dir nicht der Gestank von Knoblauch und Zwiebel gleich am frühen Morgen zehn Gerichte hochkommen lässt.«

Die Gelehrsamkeit meines Großvaters Eleazar über Gesetz, Ethik und Mystik beeindruckte alle im Rheinland. Seine Autorität wurde in den sieben großen Bistümern Köln, Basel, Mainz, Regensburg, Worms, Speyer und Straßburg selbst von Christen anerkannt. Der Zahlenwert von Großvaters Vornamen אלתזר/Eleazar ergab 308, genau wie das Wort רוקח/Rokeach – Salbenmischer oder Apotheker – und so hieß Rabbiner Eleazar ben Jehuda Ben Kalonymos erstes Buch Rokeach und war ein Werk über Zahlenwerte und deren Errechnung aus hebräischen Worten und Buchstabengruppen. Mein Großvater beschrieb in seinem Rokeach-Buch, dass die Buchstaben Gottes Namen bildeten und Er uns in seinen vielen Na-

men erschien. Jeder hebräischer Buchstabe war auch eine Zahl und besaß eine ihm innewohnende Bedeutung und wir versuchten mit dieser Bedeutung אדם הראשון/Adam HaRischon, dem göttlichen Menschen, ähnlich zu werden. Denn Gott erschuf mithilfe der Buchstaben die Welt, und der Zahlenwert der Worte bildete eine Einheit. Das hebräische Sprachsystem ergab die Einheit, die Gott als Ausdruck seiner wesenhaften Begriffe diente.

Zusätzlich zu den täglichen Gesprächen in unserem Haus über Worte, die Summen bildeten, galt es jetzt, mich auf meine Hochzeit vorzubereiten. Das war schwierig, lebte ich doch schon lange allein mit meinem Großvater und meinem Vater in dem schönen Steinhaus in der Nähe der כנסת בית/Beth Knesset – Synagoge – im jüdischen Worms. Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben und die einzige Frau in unserem Haus war unsere Magd Belat, die schon die Magd meiner Mutter gewesen war.

So übernahm mein gelehrter Großvater die Aufgabe, mich über meine Hochzeitsnacht aufzuklären, und darüber, was mich erwarten würde. Er begleitete seine Ausführungen mit ausholenden Armbewegungen, als er mir erklärte: »Die Bedeutung des Namens ח'יה/Chaja ist ›die Lebende‹, aber auch ›Tier‹. Du trägst den Namen von einem der vier chajjoth – der vier Tiere in Ezechiels Vision. Mitten in dem Leuchten eines Wirbelsturms aus Feuer erkannte Ezechiel vier Tiere – die chajjoth. Jedes dieser vier Wesen besaß ein eigenes Gesicht: ein menschliches, eins wie ein Löwe, eins wie ein Ochse und eins wie ein Adler. Ihre Füße sahen wie Rinderfüße aus und schimmerten, als seien sie aus metallischem Erz. Die Tiere bewegten sich sehr schnell vorwärts und rückwärts, ohne ihre Flü-

gel einzusetzen. Sie waren die Räder, גלגל/Galgal genannt, für den Thron Gottes. Ein Geräusch von fließendem Wasser begleitete sie und ihre Bewegungen leuchteten wie Blitze. Du bist eines dieser Wesen, die den Thronwagen Gottes – die מרכבה/Merkawa – begleiten.«

Meine beste Freundin Channah übersetzte mir kichernd seine Worte: »Wenn du mit deinem Bräutigam in der Hochzeitsnacht zusammen bist, wird er sich wie ein Tier auf dich schmeißen. Und wenn er dich küsst und umschlingt, wird er zuerst ein menschliches Gesicht haben. Da er aber alt ist, wird er nicht das leidenschaftliche Gesicht eines Löwen haben, sondern das Gesicht eines Ochsen. Sei vorsichtig, dass du nicht ein Kind mit einer Hakennase wie der Schnabel eines Adlers bekommst.«

Ich wollte ihr solche Märchen nicht glauben. Mein Großvater korrespondierte täglich wegen meiner Heirat mit unseren Familienoberhäuptern in Speyer und auch mein Vater Jakob besuchte meine Angehörigen dort. Ich selber kannte Speyer gar nicht, war ich doch noch nie außerhalb von Worms gewesen.

Die Kalonymos-Familie aus Lucca, einer Stadt in der nördlichen Toskana, lebte jetzt seit über zehnmal zehn Jahren im SCHUM-Land, seitdem mein Vorfahre Kalonymos Ben Meshulam Kaiser Otto als sein Leibarzt in der Sarazenen Schlacht im süditalienischen Kalabrien das Leben rettete. Otto rief nach seiner verlorenen Schlacht: »Ein Kaiserreich für ein Ross!«, und Meshulam gab ihm sein Reittier. Kaiser Otto konnte in sein Reich flüchten, und zum Dank schenkte er Meshulam die Ehre, ins Rheinland zu kommen. Seitdem gehörten die Angehörigen der Kalonymos-Familie zu den angesehenen jüdischen Bür-

gern im SCHUM-Land. Hier gefiel es meiner Familie und wir brachten die Kunst der hebräischen Dichtung und das Wissen über die Kabbala ins Rheinland. Die Familientradition erwartete nun, dass ich David ben Salomon so schnell wie möglich heiratete und ihm nach Troyes ins Frankenland folgte. Mein Großvater war ganz aufgeregt, wenn er die Stadt Troyes erwähnte. Dort lebte und lehrte der große Rabbiner Rabbi Schlomo Jitzchaki – רש"י/RASCHI. Seine Familie besaß einen großen Weinberg, und RASCHI berichtete in seinen Schriften über den Anbau und die Keltertechnik in der Champagne. Das wusste ich aber nicht von meinem Großvater, sondern von Chanah, meiner Freundin. Ihre Eltern und ihre beiden Brüder waren Weinhändler. Sie eröffnete mir stolz, dass ihre Eltern eine unglaubliche Aussteuer für sie bereithielten, und deshalb könne sie auch einen jungen Mann heiraten. Im Gegensatz zu mir, obwohl meine Aussteuer immerhin wertvolle Fingerringe, Armreifen, Kopfputze, zwei Siddurim/Gebetbücher und viele Kästen mit gewölbten Deckeln umfasste. Jakob ben Kalonymos, mein Vater verdiente sein Geld als Rokeach, als Salbenmischer. Sein Wissen über Heilkräuter, Öle und Pflanzen war außerordentlich groß und niemand wusste, ob er ein Salbenmischer war, weil er das Lehrbuch Rokeach meines Großvaters mit seinen kabbalistischen Hinweisen kannte oder weil er wusste, wie Gewürze abgemessen wurden, damit sie Menschen halfen. Immer wenn ich meine Freundin Chanah traf, zeichnete ich auf meiner Wachstafel, wie mein Vater seine Salbenmischungen für die Gewürz- und Kräutertzutaten auf Grundlage der 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets errechnete.

»Du musst folgende Zählweise benutzen: die Ziffer 1 für den Buchstaben א bis zur Zahl 9 für den Buchstaben ט; die Zahl 10 für den Buchstaben י bis zum Zahlenwert 90 für das Zeichen צ; von 100 – ק bis 400 – ת.«

א		Aleph	1
ב		Bet	2
ג		Gimel	3
ד		Dalet	4
ה		He	5
ו		Waw	6
ז		Sajin	7
ח		Chet	8
ט		Tet	9
י		Jod	10
כ	ך	Kaf	20
ל		Lamed	30
מ	ם	Mem	40
נ	ן	Nun	50
ס		Samech	60
ע		Ajin	70
פ	ף	Pe	80
צ	ץ	Zade	90
ק		Koph	100
ר		Resch	200
ש		Schin	300
ת		Taw	400

Alle freuten sich über meine Hochzeit, nur Channah war traurig, dass ich Worms bald verlassen würde, wohnte die Weinhändlerfamilie doch seit Jahren neben unserem Sandsteinhaus in der Judengasse. Dieses Jahr waren ihre Eltern zusammen mit ihren Brüdern nach Regensburg gereist, um neue Handelsbeziehungen im Bayernland aufzubauen und nach geeigneten Heiratskandidaten für Channah und ihre Brüder zu suchen. Wir wussten alle, dass selbst Kaiser Friedrich II. seinen Sohn Konrad mit der Tochter des Bayernherzogs verlobt hatte, obwohl er ihren Großvater Ludwig auf der Kelheimer Brücke ermorden ließ. Oder wurde der Kelheimer von seinem besten Freund, unserem König Heinrich getötet? Channah musste nun seit zwei Tagen alleine mit den Knechten und Mägden auf das Haus aufpassen. Ich wünschte, mein Vater besäße so viel Vertrauen in mich. Doch sein Vertrauen reichte nur soweit, dass er mich für Einkäufe zum Fischmarkt schickte. Die Tinte von Rabbiner Eleazar war aufgebraucht und meine Aufgabe war es, getrocknete Schwimmblase zu kaufen, um aus den im Wasser aufgelösten kleinen Spänchen Fischleim herzustellen. Mein Vater Jakob vermengte dann den Leim mit Eisenspänen, Galläpfeln und Essig zu einer wischfesten Tinte.

Zusammen mit Channah wanderte ich zum Markt. Wir trafen uns vor der Mikwa, dem Ritualbad neben der Synagoge, die nahe an unserem Zuhause war. Der Zahlenwert des Wortes Wein – יין/Jajin ergab 70. Erst vor wenigen Tagen erklärte mir mein Vater, dass die Summe 70 dem Wort סוד/Sod entsprach, das Geheimnis bedeutete. Entlockte doch der Wein jeden Menschen sein Geheimnis. Leider konnte ich Channah nicht für kabbalistische

Berechnungen begeistern, und sie machte ein mürrisches Gesicht, als wir außerhalb der Stadtmauer auf den Fischmarkt am Hafen zustrebten und ich ihr die Wortbedeutungen erklärte. Sehnsüchtig schaute ich auf die weg-fahrenden Schiffe. Durch die Fischerpforte ließen wir das Häusermeer mit dutzenden von Kirchtürmen hinter uns. Channah war wie ich dreizehn Jahre alt, sah aber schon wie eine schöne und erwachsene Frau aus. Die Ärmel ihres Kleides waren aus kostbarem Samt und reichten bis zum Boden. Mit ihren dreizehn Jahren besaß sie bereits einen großen Busen und trug ihr Unter- und Überkleid eng am Körper. Nicht so wie ich, die zwei kleine Hütchen als Brüste durch die bedeutendste Stadt des Deutschen Reiches schob.

Die vielen Menschen! Von weit her waren Baumeister, Steinmetze, Tischler, Zimmerleute und Schmiede gekommen. Überall wurde gebaut. Die Stadtmauer wurde zu Ehren von Kaiser Friedrich an vielen Stellen ausgebessert. Worms hielt im Gegensatz zu vielen anderen Bistümern an seinem Treueeid zum Kaiser fest. Als Dank würde Friedrich bald im Wormser Dom seine neue Kaiserin Isabella von England heiraten. Viel wurde darüber in meinem Elternhaus geredet. Nachdenklichkeit erzeugten die kommenden Ereignisse innerhalb der jüdischen Gemeinde. Die Steuergelder stiegen, aber Friedrich erneuerte die Privilegien für die Jüdische Gemeinde in Worms, waren wir doch seine *servi camere nostre* – seine Kammerknechte. Dieser Schutz war die neuerliche Steuerlast wert.

Ich hob meinen Kopf und sah einem Schwarm Möwen nach, der über den Rhein schoss und sich mit lautem Kreischen bei den Booten niederließ. Leichte Wel-

len schwappten an die Mole und klatschten gleichmäßig gegen die Mauer, die den Hafen begrenzte. An der Anlegestelle dümpelten kleine Boote, die gerade vom Fang zurückgekehrt waren. Die silbrig glitzernde Ausbeute türmte sich auf dem Kai, von dem uns die Fischerjungen Ansgar und Balthasar zuwinkten. Bei ihnen lernte ich vor zwei Sommern Schwimmen und Channah sah mir damals neidisch zu, wie ich Arme und Beine auf und ab bewegte und das Wasser nach hinten drückte.

Auf dem Fischmarkt hackten Fischer mit blutverschmierten Armen Fischen die Köpfe ab und warfen sie in Bottiche voller Salzlake. Wir drängten uns an die Stände.

»Feine Forellen, die besten auf den Fischmarkt!«, schrie mir ein Händler entgegen und ließ seine Hände in Forellenhaufen hineinfahren.

»Herrliche Aale, alle lebendig!«, rief mir Balthasar entgegen und zog einen langen, verknäulten Aal aus einem hölzernen Wassertrog. Ich wandte mich ihm zu und er reichte mir den zappelnden Aal über die Bank, aber ich wollte die unappetitliche Seeschlange nicht anfassen. Ansgar zog einen Eimer mit klarem Wasser und ein zu etwa einem Drittel gefülltes Fass mit Salzlake zu sich heran und zwinkerte Channah zu.

»Willst du unsere Hechtpastete probieren?« Sie nickte zögernd, durften wir doch unkoschere Seeschlangen nicht essen, sondern nur Fische. Er reichte ihr eine Tonschale, in der Hechtstücke mit Zwiebel, Knoblauch, Pilzen und Weißwein eingekocht und mit Weißbrot und Milch eingedickt waren. Balthasar hielt den zappelnden Aal immer noch in der Hand und schmiss ihn schließlich in das Holzfass zurück. Balthasar überreichte Channah

ein Essensmesser, womit sie ein Fischstück aufspießte und hineinbiss. Ihr Gesicht verzog sich genussvoll: »Köstlich!«

Ansgar schlug Balthasar vor Begeisterung auf den Rücken. »Was habe ich gesagt! Lieber einen fetten Hecht als das Matthäusevangelium Recht.«

Ohne von den dreien beachtet zu werden, schlenderte ich weiter, um die Schwimmblase eines Störfisches zu erstehen. Die Netze und Reusen der Fischer trockneten am flachen Ufer. Ein Händler hielt mir einen grünlich blauen Fisch unter die Nase.

»Sankt Hering wird er genannt und auch in Rom ist er bekannt.«

Ich schüttelte den Kopf. Daraufhin warf der Fischer den Heringskopf mit einem wuchtigen Schlag seines Messers auf den Boden und brabbelte:

»Stell dir vor! König Heinrichs Anhänger sammeln sich hier im Schwabenland und die Truppen des Kaisers werden von Tag zu Tag größer. Tausende von Menschen strömen ihm auf seinem Weg nach Regensburg zu.«

»Ja, Kaiser Friedrich wird bald in Worms heiraten.«

Der Fischer schaute mich einen Moment stumm an.

»Kind, der Kaiser kommt ins Rheinland, um seinen Sohn zu bestrafen und dessen ehemalige Braut zu heiraten. Das muss man sich einmal vorstellen! Wir stehen zwischen einem Krieg von Vater und Sohn und Kaiser und König.«

Während er sprach, nahm er den Hering aus und schmiss ihn in die Salzlake.

»Verkaufst du auch Stör?« Er zog einen langen Fisch mit flachem Kopf aus einem Eimer.

»Hier, der ist zum Laichen in den Rhein gekommen und jetzt habe ich ihn erwischt.«

Er hielt mir den Störfisch unter die Nase. Ich nickte und gab ihm eine Münze. Daraufhin schlug er den Fisch mit einem Holzhammer tot, hieb ihn den Kopf ab und rollte ihn in einen Leinenlappen. Channah stand inzwischen neben mir und schnatterte:

»Ansgar und Balthasar sind so nett und ich bin so aufgeregt wegen der Hochzeit von Kaiser Friedrich. Wie seine Braut aussehen wird? Welches Geschmeide sie tragen wird? Ob er sie liebt? Wenn ich doch auch schon bald meinen Bräutigam kennenlernen würde! Bist du auch aufgeregt, wenn du an deine Hochzeit denkst?«

Ich verstaute den Stör in meinen Lederbeutel am Gürtel und zog Channah zu den Apfelbäumen hin.

»Channah, vielleicht wird es Krieg geben und dann werden die jüdischen Gemeinden im SCHUM-Land zuerst darunter leiden. Wir leben außerhalb der Stadtmauer, und bei Krieg brauche ich mir keine Sorgen wegen einer Heirat zu machen.«

Channah fing zu weinen an.

»Du bist einfach nur garstig, Chaja, ich will nicht an Tod und Elend denken, sondern an eine wunderbare Hochzeit.«

Ich schaute auf den Rhein, der durch Hochwasser neue Flussarme bildete, kleine Inseln aus Schwemmsand und Kies. Letztes Frühjahr überschwemmte das Hochwasser die Hafenebene auf einer Breite von ein bis zwei Meilen. Dieses Jahr standen wir mit beiden Beinen auf festem und grünem Rasen und blickten über den Strom. Der Duft von Frühling und eine frische Brise wehten mich

an. Ich drehte den Kopf in die Brise, ließ den Lederbeutel mit dem Fisch zu Boden gleiten und hob den Saum meines eng anliegenden Unterkleides. Zusammen mit meinem ärmellosen Überkleid band ich nun den Rocksäum mit meinem Gürtel fest um Taille und Hüften. Channah trocknete ihre Tränen und flüsterte schockiert:

»Was machst du?«

Die knorrige Baumrinde kratzte unter meinen nackten Fußsohlen, als ich den kleinen Apfelbaum hochkletterte, um unreife Äpfel zu pflücken. Es war Ende April und die Sonne schien hell vom azurblauen Himmel. Das jüdische Pessachfest stand an. Der Auszug des israelischen Volkes aus Ägypten. Von Sklaven zu freien Menschen, so erzählte es die jüdische Geschichte seit Jahrtausenden. לשנה הבאה בירושלים / *Le schana po, le schana haba be Jeruschalajim* – Dieses Jahr hier, nächstes Jahr in Jerusalem. Als ich vom Baum hinabstieg, saß Channah am Baum gelehnt und knabberte an einem Stück Latwerge.

»Das hab ich von Ansgar! Er kennt so viele Köstlichkeiten. Er hat Birnen zerkocht, mit Honig versetzt, an der Luft trocknen lassen und dann in dünne Scheiben geschnitten.«

Sie leckte sich die Finger ab. Ich ordnete meine erbeuteten Äpfel und begann zu jonglieren. Mit der einen Hand fing ich einen Apfel und mit der anderen begleitete ich die Bewegungen geschickt, so dass es aussah, als zöge ich drei Äpfel an unsichtbaren Schnüren in die Höhe. Channah klatschte begeistert in die Hände und schließlich ließ ich mich erschöpft auf den Rasen fallen und lugte direkt durch das Gras auf den Hafen.

»In zwei Wochen werde ich das alles hier verlassen!«

Ich machte eine ausdrucksvolle Bewegung mit meinem Arm gen Himmel, um die Größe meines Königreiches aufzuzeigen. Die Wolken am Himmel bewegten sich zu einer horizontalen und vertikalen Linie mit einem losgelösten Fuß auf der linken Seite, und bildeten den hebräischen Buchstaben π /He, die Abkürzung für Gott. Da bemerkte ich auf der anderen Seite des Flusses galoppierende Reiter. Die Wolken wanderten weiter und mit ihnen der heilige Buchstabe, Gottes Name. Kirchenglocken ertönten und es wurde leicht dunkel. Ich erhob mich langsam vom Rasen. Ein eigenartiger Wind wehte und ich glaubte, Worte zu hören, die mich riefen. Der Geruch von brennendem Stroh lag in der Luft. Ich sah, wie längliche Schiffe in den Hafen einfuhren und dann erblickte ich das weiße Segel, auf dem ein rotes Kreuz schillerte – das Kreuz der Tempelritter. In meinen Ohren klingelte der Schlachtruf der Templer:

»Hep! Hep! Hierosolyma est perdita – Jerusalem ist verloren.«

Ich ließ meine Lederschuhe und den Lederbeutel mit dem Fisch liegen und rannte los. Gleich hinter mir folgte Channah mit einem Aufschrei. Mehrmals trat ich auf Steine oder Wurzeln. Ich stürzte, scheuerte mir Hände und Knie auf und wurde von Channah hochgezogen. Wir liefen weiter und meine Augen weiteten sich vor Aufregung. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Der Stechginster am Rand des Weges riss uns die Beine auf und schwer atmend blieb ich einen Moment mit trockenem Mund stehen. Als ich zurückschaute, rückten die roten Kreuze näher und näher. Mein Vater! Mein Großvater! Meine Familie! Das jüdische Viertel! Voller Schrecken gewahrten wir einen

dichten Regen brennender Pfeile am Himmel. Horden von bewaffneten Männern stampften inzwischen auf Worms zu. Staubverschmierte Fremde, die das Gonfanon, das schwarzweiße Banner der Tempelritter und das Wappen von König Heinrich in den Händen hielten. Viele von ihnen trugen vor Schmutz starrende graue Hemden, auf denen rote Kreuze gemalt waren, und ich erkannte, dass es nicht Farbe, sondern Blut war. Eine Gruppe Männer näherte sich uns, ein Lied grölend, und wir sprangen sofort ins Gebüsch. Ich sah ihre verzerrten Gesichter. Sie schleiften etwas hinter sich her, das zunächst hinter ihren Beinen verborgen blieb. Ich wollte es gar nicht wissen, als auf einmal in geringem Abstand die blutbespritzten Leichen meines Nachbarn Jehesiekel, seiner Frau und seiner zwei Söhnen vorbeigezerrt wurden. Channah stierte ihre Eltern und ihre Brüder aus schreckerstarrten Augen an. Die Soldaten hatten ihnen die Kleider vom Leib gerissen, und wir waren wie versteinert, als wir ihre nackten Leiber erblickten. Da, wo ihre Geschlechtsorgane hätten sein sollen, war nur zerhacktes Fleisch und ihre Körper waren mit hellrotem Blut beschmiert. Aus den Mündern der Männer ragte wie eine Verzierung ihr Geschlecht heraus. Zwischen den Beinen von Channahs Mutter war eine tiefe Wunde zu sehen, und unter ihrem Kiefer klaffte ihre Kehle auseinander. Channah entfuhr ein schluchzender Schreckensschrei, doch die Mörder hatten sie bei ihrem grölenden Gesang gar nicht gehört. Wir schleppten uns durch das Gestrüpp und versuchte uns aufzurichten, aber aus Channahs Beinen war jegliche Kraft gewichen, sodass sie auf allen vieren weiterkroch bis ich sie hochzog. Ich blieb stehen, bis ein Gefühl in meine Beine zurückkehrte.

te. Als ich nicht mehr wankte, stampfte ich mit schweren Beinen zwischen Martinspforte und Scharfrichterturm durch das Obere Judentor der Nordanlage, das die einzelnen Stadtviertel voneinander und auch die Judengasse von der Stadt trennte. Ich hetzte die Steintreppe unseres Zuhauses hoch, berührte nicht einmal die Mesusa am Türpfosten – das schmale Holzetui unter dem Türsturz, in der das jüdische Glaubensbekenntnis auf einem Pergamentstreifen stand –, sondern rutschte auf blutenden Füßen ins Haus.

Ich hatte Channah völlig vergessen, die draußen vor ihrem Zuhause mit greller Stimme rief: »אבא/Ima! אבא/Abba!«

Ich starrte auf die weiß gekalkten Wände meines Zuhauses. Unsere Magd Belat schrubhte die Holzdielen sauber, die auf dem festgestampften Lehm Boden aufgeschraubt waren. Sie schaute entsetzt auf meine hochgebundenen Kleider und die blutenden Füße.

»Was ist passiert? Du kommst so nicht in die Wohnräume!«

Sie stellte sich schützend vor einem Tisch, auf dem zwei große silberne Kerzenhalter und ein wertvoller Kiduschbecher für Rotwein prangten. Zitternd stand ich auf dem wollenen Teppich und blickte verzweifelt auf einen Kasten mit gewölbtem Deckel. Ich brachte keine Wörter heraus und schwankte unkontrolliert. Belat griff nach einem Lappen und wischte weiter über eine kleine Truhe neben dem Kamin.

»Du kannst hier nicht herein. Ich habe alles ausgewaschen und ausgebürstet. Nirgendwo ist ein Krümel Sauer Teig mehr zu finden.«

Ich versuchte mich vorbeizudrängen und sie postierte sich mit ihrem Waschlappen schützend vor den Treppenflur, der zu unseren Wohn- und Schlafräumen führte. Dann entdeckte sie an der Wandvertäfelung neben silbernen Kerzenhaltern einen Schmutzleck und wischte mit ihrem Lappen darüber. Ich nutzte die Gelegenheit und stürmte die Treppe hoch in unseren Wohnraum. Dort bückte sich mein Vater, ein schlanker Mann Mitte dreißig mit dunkelbraunen Haaren und hoher Stirn, in einen Schrank. Er schaute kurz hoch.

»Da bist du ja! Das gesamte Geschirr muss noch mit kochendem Wasser gespült, geputzt und mit kaltem Wasser übergossen werden. Geh in die Mikwa und reinige sie dort. Außerdem müssen die Kupferpfannen und Eisentöpfe für Pessach ausgeglüht werden.«

Mein Großvater, Rabbiner Eleazar, kam aus seiner Arbeitskammer und wühlte in den Fächern eines großen Eichenholzschranks herum, schob dabei Federn, ein Tintenfass, Bimssteine und Pergamentrollen hin und her und fragte mich dabei:

»Hast du den Stör mitgebracht?«

Ich stand sprachlos im Raum und starrte mit leerem Blick vor mich hin. Mein Vater rückte ärgerlich ein Stück näher zu meinem Großvater hin.

»Chaja! Du wirst bald David Ben Salomon aus Troyes heiraten und dein Verhalten entspricht nicht dem einer jungen Dame! Deine Beine! Dein Rock!«

Daraufhin fand ich endlich meine Stimme wieder und schrie gellend: »Die Tempelritter kommen!«

Während wir uns in unserem Haus versteckt hielten, starrte ich auf die Straße. Was für ein Mensch war

ich? Meine beste Freundin Channah. Ich hatte sie allein mitten auf der Straße stehen lassen. Ein anschwellendes Geschrei aus der Stadt drang zu uns. An der Judenpforte flatterte das weiße Banner mit dem roten Tatzenkreuz im Wind. Vereinzelt tauchten Sarazenen zwischen den Tempelrittern und den Söldnern des Königs auf. Weiß gekleidete Männer mit runden Buckelschildern, Kurzbögen und roten Gürteln, deren Augen dunkel aus der roten Kopfbedeckung leuchteten.

»Diese sarazenischen Ritter, *Hasch-haschin* oder *Assassinen* genannt, morden unter dem Einfluss der Droge *Haschisch*«, erklärte mir mein Vater Jakob leise. »Unter dem Einfluss dieses Rauschmittels glauben sie, dass sie sich in Allahs Paradies befinden. Dann ziehen sie aus, ihre Feinde zu töten, wissend, dass sie selbst gefasst und getötet werden. Aber sie sind überzeugt davon, dass sie, wenn sie nach ihrem Mordauftrag sterben, ins Paradies zurückkehren werden.«

Reiter in knielangen Kettenhemden saßen ruhig auf den Pferden und ihre runden Helme mit Nasenschutz wippten mechanisch auf ihren Köpfen. Sie warteten und wir warteten. Die Hände meines Großvaters umschlossen fest sein *Rokeach*-Buch und er sprach zu mir:

»Fass das Pergament ruhig an, ist es nicht fein wie Seide?«

Ich streckte zögernd meine Hand aus und nickte ängstlich.

»Kein Fleck, keine Nähte, eine einheitlich angenehme Färbung. Schau dir die ersten Worte an: *וְאֱנָשִׁים אֱלֹהִים* / *Elohim weAnaschim* – Gott und die Menschen.«

Ich strich über die Buchstaben, über die purpurn gemalten Worte, die mit goldener Tinte nachgezeichnet waren.

»Jeder Kapitelanfang wird mit pulverisiertem Gold gezeichnet. Der ganze Text ist in einem einzigen Band enthalten und die einzelnen Abschnitte sind nummeriert. Diese Kapitel sind sogar in Einzelabschnitte unterteilt.«

Der Rabbiner öffnete das Buch und der Titel stand oben am Rand der Seite. Von draußen drang das Gebrüll zu uns hinein. Langsam beruhigte ich mich, als meine Finger über die Seiten strichen. Das Geschriebene begann mit einem hebräischen Buchstaben als Nummerierung. Die Reiter schleiften vor den Fenstern des Viertels Leichen her und riefen:

»Die Wormser Juden kochen Tote und haben das Totenwasser in Christenbrunnen gegossen. Worms muss von Kaiser Friedrich abschwören!«

Schläge donnerten gegen die Türen und ließen überall das Holz erzittern. Die Ritter brachen einige Haustüren mit Schwerterknauf und Äxten auf. Wo war Channah? Wo war sie?

»Die Juden haben das Blut Christi getrunken.«

Ich vernahm die Schreie auf der Straße und blickte zu meinem Vater, als die ersten Steine gegen die Häuser im Viertel flogen. Rammböcke prallten gegen Türen. Funken sprühten. Zuerst brannte hinten ein Schuppen, dann das erste Haus am Ende der Straße. Ich glaubte sogar Channahs Haus ›Zum Rebstock‹ brennen zu sehen.

»Schlagt die Juden tot und brennt Worms nieder«, das Gejohle drang zu uns. Vater und Belat zogen einen

Küchentisch näher und kippten ihn gegen das Fenster. Das Gebrüll war jetzt direkt vor unserem Haus, ringsherum ein donnerndes Krachen, das uns zusammenzucken ließ. Lautes Grölen trompetete durch die Luft, Schmählieder, gefolgt von weiteren Schlägen an der Tür.

»Sie werden bald bei uns sein«, flüsterte Belat.

Mein Vater drängte uns zusammen und öffnete die Falltür zu unserem Keller, der in der Küche lag. Er hob die Tür an ihrem Ring hoch, nahm eine Pechfackel, streckte seine Linke aus, um das Gleichgewicht zu halten und stieg als Erster etliche Steinstufen hinunter zu einer abgeschlossenen Holztür. Jakob hielt die Fackel hoch über den Kopf und wir folgten ihm. Ich stieg fünf große Kalksteinstufen hinab – eine für jedes Moses Buch – und verriegelte schließlich die Fall- und die Kellertür. Der Keller war ein sieben Schritte breiter und doppelt so langer Raum mit niedriger Decke. Der gestampfte Boden war sauber und mit frischen Binsen ausgelegt. An der gegenüberliegenden Südwand stand eine gewachste Truhe mit Schubladen und an der rechten Ostwand Stühle und ein alter Tisch.

Belat flüsterte stolz: »Ich habe hier alles von Chamez – Saurem gereinigt.«

Bevor wir weitersprachen, begann Rabbi Eleazar uns zu segnen. Wir küssten uns auf die Wangen und umarmten uns.

»Lasst uns Pessach feiern!«, flüsterte mir mein Großvater zu. Wir tauschten einen Blick des Einverständnisses aus. Jakob entzündete Kerzen und Belat befestigte sie in Schalen und setzte sie auf dem Tisch ab. Dann legte sie gebackene Matzescheiben auf den Tisch und mein Groß-

vater stellte eine Flasche Wein daneben. Ich nahm aus der untersten Schublade der Truhe die Pessacherzählung heraus und verteilte sie, zusammen mit einem Stück Matze. Belat goss uns einen guten Tropfen in die Gefäße und stellte auch einen Becher Wein für den Propheten Elias auf einen leeren Platz. Dabei sprach sie: »Seit Generationen warten wir auf deine Rückkehr.«

Wie kann ich den Abend dieses Pessachfestes beschreiben? Gegenwart und Vergangenheit verschmolzen. Wir waren die Juden, die auf die Soldaten Pharaos warteten. Rabbi Eleazar sprach den Segen und wir erhoben alle unsere Stimme zu einem gemeinsamen Gebet.

»Warum ist diese Nacht so ganz anders als die übrigen Nächte? Weil uns in dieser Nacht der Ewige, gesegnet sei Er, aus dem Haus der Sklaverei führen wird. Dieses Jahr noch als Sklaven, nächstes Jahr als freie Menschen. So steht es geschrieben.«

Von oben trug der Wind Schreie in hebräischer Sprache zu uns. Jakob sprang von seinem Stuhl auf, doch Großvater legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte ihn zurück auf den Sitz.

»Lasst mich den ersten Pessachtag unseres Jahres 995 mit einer kleinen Rede beenden.«

Rabbiner Eleazar predigte beschwörend: »Der Anfangsbuchstabe א/Aleph steht für die Zahl eins und ist das Symbol für Gott, den Einen und Einzigen. Denn als Gott aus dem Chaos die Welt erschuf, traten die Buchstaben vor ihn hin und Aleph sprach: ›In einer Welt, wo die Vielheit herrscht, ist kein Platz für eine Eins.‹ Worauf Gott antwortete: ›Fürchte dich nicht, ich bin Eins, so wie du Eins bist. Ich will die Welt erschaffen, um meinen Geist

hineinzubetten, durch die Thora, in der ich das Gebot »אהיה אשר אהיה/Ehjah Ascher Ehjah – Ich bin, der ich bin« mit einem Aleph beginnen lasse.«

Eleazar lauschte auf das Gejohle, das von draußen zu uns drang. Ich blickte auf die beiden flackernden Kerzen auf dem Tisch. Sie schienen klein und tapfer in dieser dunklen Höhle und an ihrem Abbrennen konnten wir das Vergehen der Zeit erkennen. Wir horchten angespannt auf Schreie, bis mein Vater ruckartig seinen Kopf hob. »Der Geheimgang!« Zusammen mit Rabbiner Eleazar schob er den Tisch beiseite und klopfte hektisch die Steinwände im Keller ab.

»Was sucht ihr?«, fragte ich und Großvater antwortete:

»Einen Geheimgang, der aus dem Keller in die Mikwa führt.« Ich hockte mich auf den Boden und begann, ihn systematisch abzuklopfen.

Belat schluchzte: »Gesegnet seiest Du, Ewiger, ein Fluchtweg!«

Ich pochte den Boden Reihe für Reihe ab. In der fünften Reihe von unten, in der Mitte des Raumes wurde ich fündig. Der Stein unter meinen Knöcheln klang hohl und wackelte leicht im Boden. Nach weiterem Versuchen hatte ich eine Linie von drei Quadersteinen von der Wand zur Mitte gefunden. Einen von den drei Steinen konnten wir hochstemmen und darunter befand sich ein Eisenring, auf dem mit hebräischen Schriftzeichen das Wort מקוה/Mikwa eingegraben war. Mein Vater holte tief Luft und stieß ein kurzes Gebet aus, dann zog er an dem Ring. Ein Riss im Boden entpuppte sich als Rand einer Falltür, die aufgezogen werden konnte. Vor uns lag ein schmaler,

dunkler Tunnel. Jakob trat an meine Seite und starrte neugierig in die Tiefe. Modergeruch schlug uns aus der Dunkelheit entgegen. Der Gang war für eine erwachsene Person zu eng. Die Wände waren feucht und an manchen Stellen löchrig. Weiße Wurzeln schlüpfen zwischen den Spalten hervor wie Totenfinger. Die Flamme der Pechfackel züngelte im leichten Luftzug.

»Ich gehe!«

Bevor jemand etwas einwenden konnte, versuchte ich mich mit den Beinen voran durch die Öffnung zu zwängen, drückte mich immer weiter hinein, bis meine Beine und mein Oberkörper schließlich festsaßen. Nichts ging mehr und Jakob versuchte, mich schwer atmend wieder hinaufzuziehen. Dann überschlugen sich die Ereignisse, als Fackeln den Keller erhellten und einen Mann beleuchteten. Er sah nicht wie ein Todesfürst aus, eher aufmerksam, freundlich und – schön war er. In diesem kurzen Moment, wo das Licht heller wurde, prägte sich sein Bild für immer in meine Seele ein. Ein großer Mann. Er maß mindestens sechs Fuß und sieben Zoll, seine blonden Haare, die mit Schnüren zurückgebunden waren, lockten sich über die Schulter. Seine blauen Augen strahlten Verstand, Überlegenheit und eine beispiellose Kälte aus. In seinem bartlosen Gesicht blitzten weiße Zähne ohne Zahnlücken auf. Er trug einen kostbaren Ringelpanzer mit einer silbernen Brustplatte und darüber ein weißes, geschlitztes Hemd auf dem deutlich das aufgenähte rote Stoffkreuz über dem Herzen zu erkennen war. Jakob drückte mich wieder in das schmale Loch hinunter und griff nach dem Eisenring, als die Kreuzritter brüllend in den Keller stampften. Der große, blonde Mann war erstaunlich schnell. Keine

seiner Gesten war überflüssig oder ging ins Leere. Ich konnte nur nach oben blicken und hörte wie er ausrief: »Benedictus Dominus Deus qui docet manus – Gesegnet sei der Herr und Gott, der die Hand zu führen lehrt«, und mit seinem Schwert zu schlug.

In diesem Moment ließ mein Vater den Eisenring los und seine Augen traten aus den Höhlen. Ich glaubte, dass er seinen Mund öffnete, um mir »Lebe!« zuflüsterte, als die Falltür über meinen Kopf zu schlug und ich spürte, wie der schmale Gang unter mir nachgab und ich hinabrutschte. Wahnsinnig vor Angst glitt ich auf feuchten Sandsteinquadern wie in den Schlund eines großen Tieres. Kaltes Entsetzen ließ meine Eingeweide erstarren und tropfte als beißende Flüssigkeit aus meiner Nase. Damals wusste ich noch nicht, dass das Leben, das Gott uns schenkte, immer vom Tod begleitet wurde. Leben hieß sterben und die bitterste Erfahrung des Lebens war, die Menschen sterben zu sehen, die man liebte. Aber wenn der Tod eine Erlösung für mich wäre, bereitete Gott jetzt eine Prüfung für mich vor. Ich schlug auf eine Treppe auf und jede Stufe des Treppenlaufs war ein schwerer Schlag, den ich bis ins Mark spürte. Endlich fühlte ich mit einem heftigen Aufschlag den Grund und der Schmerz lenkte mich für einen Moment ab. Doch dann prasselte etwas neben mir, und ich versteinerte. Stocksteif lauschte ich und hielt den Atem an. Erde und Sand hatten den Durchbruch zugeschüttet. Ich atmete wieder aus. Links von mir war alles leer und der Treppenschacht wurde immer enger. Auf allen vieren kroch ich in die Dunkelheit und schlug mit der Stirn an die Wand. Mit schmerzhaftem Schädel kam ich wieder zur Besinnung und setzte mich zitternd

mit dem Rücken an eine Mauer. Meine Hände fuhren über den Boden und die Wand schien zurückzuweichen. Ich befand mich in der unterirdischen Mikwa, dem Ritualbad neben der Synagoge. Ein vom Grundwasser gespeistes, kleines Bad, das zur Reinigung von Menschen und Gegenständen diente. Zur Wormser Mikwa führten ein Dutzend verschiedener Tunnel und Gänge, Reste eines unterirdischen Netzwerks aus der Römerzeit.

»Nicht schreien, wenn ich jetzt anfangen zu schreien, höre ich nicht mehr auf«, dachte ich.

Langsam und vorsichtig tastete ich mit einer Hand an der Wand in die Dunkelheit hinein. Die Steine unter meinen Fingerspitzen waren feucht und glatt. Mikwa leitete sich von dem Wort קוּוּה/Kawah – Wasser – sammeln – ab, und besaß den Zahlenwert 111 genauso wie קוּוּה/Kiwah – hoffen. Ich wollte mich an der Wand abstützen, verschätzte mich, griff ins Nichts und landete auf einem Treppenabsatz des Badevorraumes, wo man warm duschen und sich auf einer Steinbank ausruhen konnte. Ich atmete tief ein und aus. Es war dunkel, aber ich kannte die Mikwa. Ich durfte nicht in Panik geraten. Die Treppe war zwei Fuß breit und drei Fuß tief. Ein Treppenabsatz war ein Fuß tief und glich den unterschiedlichen Wasserstand aus. Das natürliche, lebendige Quellwasser der Mikwa tropfte mit glucksendem Nachhall ins Tauchbecken. Ein Wispern und Flüstern, Raunen und Tuscheln wie von unsichtbaren Geistern tönte von den Wänden. Meine Finger fuhren über den Boden und ertasteten etwas Unerwartetes – eine Schlaufe! Als ich daran zog, baumelte an meinem Finger ein Stoffbeutel, aus dem der betörende Duft von Honig, zerdrückter Myrrhe und Ro-

senblättern strömte. Ein Badebeutel für Frauen, abgelegt in einer Wandnische, die als Kleiderablage diente. Mir rollte eine Träne aus dem Auge und ich wischte sie mit dem Beutel weg. Ich durfte nicht den Verstand verlieren, obwohl mir übel vor Hunger war. Ich wollte nicht, dass meine Familie stirbt. Ich wollte, dass alles so bliebe wie es war. Gott, lass sie nicht sterben! Sogar heiraten wollte ich jetzt. Den Badebeutel fest an mich drückend, schob ich mich die Wand hoch. Aufrecht stieg ich vorsichtig die glitschige Treppe des Badeschachtes hinunter und blickte nach oben. An der Decke des Bades befand sich ein vergittertes Abzugsfenster, durch das Sonnenlicht eindrang. Schaffte ich es, dort hinaufzugelangen, gab es für mich ein Entkommen. Plötzlich spürte ich, wie es zwischen meinen Beinen tropfte und als ich mit meiner Hand in die Innenseite meiner Schenkel fuhr, fühlte ich eine warme Flüssigkeit an meinen Fingern. Ich war zur Frau geworden und damit nach jüdischem Glauben unrein. Leise weinend zerrte ich mein Kleid und mein Unterhemd vom Körper und tappte nackt in das quadratische, siebenmal sieben Ellen große Grundwasserbecken. Dies war das heilige Wasser, in das ich tauchte. Israels Gesetze waren alt, sie stammten aus der Zeit, als die Juden ein Land, Flüsse und Wasser hatten. Seitdem lebten wir auf fremden Boden. Ich hockte wimmernd im heiligen Wasser. So wie es die נידה/Nidda, das jüdische Reinheitsgesetz für Menschen, die mit Tod und Blut in Berührung gekommen waren, verlangte. Tastend strichen meine Finger die Frauenkleiderablage entlang und fanden Leinenstreifen. Ich atmete auf. In die Leinentücher konnte ich frisch gepflücktes Moos vom Treppeneingang hineinwickeln, das mein he-

rausfließendes Blut aufgesaugte. Mir war kalt. Oberhalb der Bodenlinie erkannte ich kleine Quadersteine, über denen große rote Sandsteine lagen. Kleine Öffnungen an der Wand sorgten für Luftbewegung. Ich versuchte, die Wand zu erklimmen und rutschte ab. Dann hörte ich, wie das Gittertor der Mikwa aufgebrochen und der schmale Treppeneingang zugeschüttet wurde. Brennende Balken stürzten auf mich ein und ich rutschte sofort ins Wasser, um mich vor dem Feuer zu schützen. Ein brennendes Balkenstück verletzte mich dennoch am Oberarm. Ich wartete völlig unterkühlt im Wasser wieder auf Ruhe. Wenn ich hier nicht herauskam, würde ich meinen Großvater und meinen Vater nie mehr wiedersehen. Schließlich kaute ich vor Hunger das feuchte, süßliche Rosengewächs aus dem Lederbeutel. In meinen kalten Wachträumen sah ich immer wieder das zuschlagende Schwert des blonden Tempelritters. Als die Nacht kam, hockte ich an der Wand, um der Nässe zu entkommen und versuchte, im Sitzen zu schlafen. Von draußen glaubte ich die Schreie der Sterbenden zu hören und erkannte im Schummerlicht die hebräische Inschrift von Rabbiner HILLEL am umwölbten Mauersims: לא עכשיו אימתאי? /Im lo achschaw ematai? – Wann sonst, wenn nicht jetzt?

Am Morgen herrschte über mir in der Mikwa eine tödliche Ruhe. Jede Bewegung tat mir weh, aber mein Entschluss stand fest. Ich musste aus dem hohen Abzugsfenster über dem Wasserbecken klettern, sonst würde ich verhungern. In meinem Unterhemd kletterte ich, mich auf der Kleiderablage abstützend, in der Ecke die Wand der Mikwa hoch. Als ich an der Decke war, blitzte durch lose Bretter über dem Abzugsfenster ein Stück blauer

Himmel. Ich konzentrierte mich, sprang nach oben und klammerte mich mit den Fingerspitzen an die Öffnung. Plötzlich hing ich allein an der linken Hand und griff mit der Rechten so weit es ging über die Linke, um wieder um mein Gewicht zu verteilen. Meine Hand rutschte ab und ich baumelte an einer Hand, fand aber einen neuen Halt. Endlich spürte mein rechter Fuß einen Vorsprung an der Mauer. Meine Kräfte ließen nach und ich wusste genau, wenn ich es jetzt nicht schaffte, stürzte ich ab. Ich versuchte, das linke Bein hochzuschwingen und es gelang mir, das Bein auf die Brettkante zu legen, indem ich den Oberkörper verdrehte. Dann hievte ich meinen Körper auf die Kante, zog mein zweites Bein nach. Mit einem Aufschrei schob ich meinen Oberkörper durch die Öffnung. Meine Füße fanden eine weitere Abstützung und langsam drückte ich mich aus der Gewölbeöffnung der Mikwa. Ich lag auf dem dicht bewachsenen Hügel über dem Ritualbad und schaute auf den Judenhof. Das Viertel glühte an allen Ecken. Ich konnte erkennen, wie vereinzelt Menschen aus ihren Häusern flohen und auf die freie Fläche ans Wasser strömten. Ich erhob mich und humpelte auf mein Zuhause zu. Brodelnde Asche knisterte und zischte neben mir. Eine Flut von Ratten huschte über den Boden. Von überall her war das Gebell von geifernden Hunden zu hören. Überlebende des Judenhofes wischten das Blut von ihren Türschwellen. Es waren mir bekannte Gesichter. Unten am Ufer hingen einzelne Wormser Bürger an Pfählen, ihrer Kleider und Stiefel beraubt, am Hals aufgeknüpft und leblos im Wind baumelnd. Ich verließ den Hügel, durchschritt die Rheinpforte und ging einige Schritte näher ans Ufer. Als ich in das Gesicht eines der Gehängten

sah, erkannte ich Balthasar, einen der Fischerjungen, mit denen ich – ja, wie lange war das her? – herumgealbert hatte. Ich taumelte zurück ins jüdische Viertel. Die Türen der Häuser und Geschäfte standen offen, Fensterläden hingen schief in den Angeln, überall lagen Waren verstreut, aber das weiße Banner mit dem blutroten Kreuz blähte sich siegessicher über der Martinspforte auf. Die *קדישא חברה/Chewra Kadischa*, die heilige Vereinigung – unsere jüdische Beerdigungsbruderschaft – schritt schon durch die Gassen des Viertels. Mein Vater war nicht wie sonst unter ihnen. Fünf Männer trugen sorgsam Leichen von der Straße in die zerstörten Häuser nahe der Synagoge. Dort befand sich zwischen den Häusern ›Zum Hasen‹ und ›Zur Büchs‹ der Hasenbrunnen, eine öffentliche Wasserversorgung. Ich sah durch eine aufgebrochene Tür, wie sie die Toten entkleideten, jeden auf einem weißen Tuch ausstreckten, einen Topf lauwarmes Wasser über den Körper ausleerten und den Leichnam mit Öl salbten. Dann säuberten sie Hände, Füße und Nägel, während die vorgeschriebenen Psalmen gesprochen wurden. Zögernd ging ich weiter auf das niedergebrannte Steinhaus zu, das mein Zuhause gewesen war. Eine Mauer ragte über die eingestürzte, hintere Seite des Hauses. Der Boden war mit einer dicken und weichen Rußschicht bedeckt. Von der Tür war nur noch ein verkohlter, verbrannter Rest übrig, der an der unteren Angel hing. Die Trümmer im Innern waren heiß und ich spürte, wie die Glut mein Gesicht und meinen Körper erhitzte. Ein durchdringender, metallischer Geruch stand in der Luft und ließ mich würgen. Langsam machte ich einen Schritt weiter in das Haus hinein. Es war schwierig, die Füße voreinander zu setzen,

ohne sie sich zu verbrennen. Meine Hände krampften sich um meinen Bauch, als ich auf einen kopflosen Leichnam starrte. Ein Schrei hallte in meinem Kopf, übertönte jedes andere Geräusch. Der Schrei raste meine Nerven entlang und schoss durch mein Blut. Ich sah nur noch einen Feuernebel. Innerhalb von Augenblicken verlor ich jede Wahrnehmung meines Körpers und meiner Umgebung. Eine Weile hielt dieser Zustand an. Dann erschienen vor mir Umrisse. Zunächst waren sie nichts weiter als silbrige Fäden vor einer gräulich schwarzen Welt, aber nach und nach nahmen sie Gestalt an. Ich erkannte das Chaos, das um mich herum herrschte und beugte mich zu den Toten. Neben Jakob lag Belat. Zwischen ihren Brüsten steckte ein klobiges Schwert, das sie mit ihren Händen umschloss. Ihr Gesicht zeigte einen überraschten Ausdruck, als könne sie nicht begreifen, warum sie nicht weiter aufwischen durfte. Mich fröstelte. Den Rücken gegen die Wand gedrückt, glitt ich langsam zu Boden und blieb regungslos sitzen, um auf meinen Vater zu starren. Die flirrende Luft verzerrte meinen Blick, kleine Rauchwolken stiegen hier und da aus der Asche. Ich kroch zu ihm hin, presste einen Zipfel meines Rockes vor meinen Mund und zitterte heftig, plötzlich hörte ich ein Klappern. Es waren meine Zähne, die aufeinanderschlugen. Als ich den Torso meines Vaters schwer atmend hochhob, hörte ich Schreie und erstarrte. Ich ließ Jakobs Körper zurück auf den Boden sinken, schlich zu einer Wand und lugte durch die Öffnung. Auf der anderen Seite der Mauer standen zwei Ritter dicht hinter meiner Freundin Channah. Mein Herz klopfte aufgereggt und ich hielt den Atem an, als sie mit dünner Stimme fragte: »Was wollt ihr?«

Einer der Ritter war vor, der andere hinter ihr. Der dunkelhaarige Soldat vor Channah ließ seine Hand über ihre Stirn gleiten, zupfte an ihrem Ohrläppchen und fasste in ihre langen, schwarzen Haare. Sein Kumpane lachte gurgelnd und schob seine Hand unter ihren Rock.

»Hört sofort auf! Lasst mich in Ruhe!«

Der Hintere hatte sie herumgerissen und fest an beiden Handgelenken gepackt. Channahs gellender Schrei hallte in meine Ohren. Eine schwielige Hand verschloss ihren Mund und sie wurde wieder an ihren Haaren festgehalten. Der dunkelhaarige Kerl riss sie hoch und rammte ihren Kopf gegen die Wand. Sie kreischte, als ihre Knie wegnickten. Dann presste er sie an die Mauer, drückte auf ihren Hals, während sein Begleiter Channah die Beine wegzog und dann aus dem Raum ging, um sein Schwert mit einem Stein zu schärfen. Channah lag blutend unter dem Kerl und ihre Augen waren weit aufgerissen. Er schlug ihr ins Gesicht. Linke Wange, rechte, ein paar Mal kurz hintereinander. Ich schlich mich in den Raum und stand dicht hinter ihnen. Als Channah mich sah, wehrte sie sich noch einmal. Ich hob eine spitze Scherbe vom Boden auf, als der Ritter sie abermals ohrfeigte, brutaler als zuvor. Er schlug ihr zwei Zähne aus. Meine Hände umschlossen fest die Scherbe und ich ließ mich auf ihn fallen. Ein dumpfer Schrei. Dann Stille. Der Plünderer richtete sich vor Schmerz auf, doch stieß er im Zusammensinken mit letzter Kraft sein Schwert in Channahs Brust. Ihre Augen starrten mich blicklos an und während ich in ihre sterbenden Augen schaute, fragte ich mich, was das Blut an meinen Händen bedeutete. Als ich mich erhob und auf meine zerschnittenen und blutenden Hände schaute,

begriff ich die Worte Jesajas: »ידיכם דמים מלא«/Jedechem *Damim Male'u* – Die Hände sind voller Blut.« Ich hatte einen Menschen getötet! Ich ließ die Scherbe sofort fallen, wischte meine Hände an einem Tuch sauber und schlich zurück in die Ruine meines Zuhause. Ich versteckte mich. Der andere Plünderer hatte seinen Freund gefunden und kam jetzt in mein ausgebranntes Heim. Ich huschte tiefer in eine Ecke und zog eine Daube eines Holzbottichs über mich. Der Ritter schaute sich um, konnte aber keinen Schmuck und kein Gold entdecken. Er kehrte zur Leiche seines Kumpanen zurück und zog fluchend dem toten Ritter die Kleider aus. Als draußen Rufe zu hören waren, verschwand er. Ich wischte mir die Hände ab und begann, hektisch im Raum zu suchen. Schließlich fand ich ein verbogenes Messer und säbelte heftig reißend meine Haare ab. Dann schüttete ich eine Mischung aus Schwefel, Alaun und Honig zusammen und bleichte mir damit meine Haare. Büschelweise und hell standen sie mir jetzt vom Kopf. Gleich darauf riss ich ein Stück Stoff aus meinen Rock, band es fest um meinen Busen und zog mir ein Männerhemd über. Das Hemd meines Vater war zwar zerrissen und viel zu groß, dafür aber sauber. Ich band es am Hals zusammen und krepelte die Ärmel hoch. Dann fand ich eine alte Hose von ihm. Sie war so lang und weit, dass ich kurz auflachte. Die Schmutzflecke an den Knien waren kaum zu sehen. Ich schnürte mein Gürtelband eng um meine Taille und sicherte die Weite des Hosenbundes mit einem doppelten Knoten. Die Hosenbeine schlug ich zweimal breit um und vervollständigte das Bild eines jugendlichen Herumtreibers. Mein Busen war nicht einmal mehr zu erahnen. Ich wickelte

den Körper meines toten Vaters in seinen Gebetsschalen, den ich bei seinen Anzihsachen fand. Sein Totenhemd war nicht mehr da. Ich packte die Leiche von Belat in eine Decke. Dann zerrte ich meine Freundin Channah an ihrem Kleid nach draußen. Von dort halfen mir alte Frauen, die Leichen von der Andreaspforte außerhalb der Stadtmauer hinunter zum jüdischen Friedhof im Südwesten zu schleppen. Der erbarmungslose Gestank von Verwesung, Fäulnis und Tod umwehte mich, da die Feuerbrunst immer noch in Worms wütete, doch die Gefolgsleute König Heinrichs zogen vorerst ab. Ein Reiter kam auf mich zu und ich schaute auf. Die Frauen ließen sofort Belat und Channah liegen und verschwanden in einer Gasse. Meine erste Eingebung war, mich umzudrehen und davonzurennen, doch ich senkte nur angestrengt meinen Kopf. Ich war nur wenige Schritte vom Friedhof entfernt. Der Reiter zog mich zu sich heran.

»Was treibst du hier? Was schleppest du mit dir? Ist das Beute?«

Ich konnte vor Angst nicht antworten. Der Söldner König Heinrichs hatte über seine Schulter einen Langbogen geschultert und sein Gesicht verunstaltete eine große Schwertnarbe, die ihm einen böartigen Ausdruck gab. »Antworte! Sieh mich an!«

Er beugte sich zu mir hinunter und schüttelte mich, sodass mein Kopf in den Nacken fiel und die Zähne aufeinander schlugen. Ich blickte weiter zu Boden.

»Herr, ich bin ein Knecht hier in Worms, und schleppe Tote zum Friedhof.«

Der Reiter lachte kurz auf und streckte die Hand aus, um meine Wange zu berühren.

»So, Tote! Du Milchgesicht hast doch noch nie ein Rasiermesser benutzt und schleppst Leichen mit dir herum?«

Ich schlug den Gebetsschal beiseite und als er den kopflosen Körper von Jakob sah, wendete er sein Pferd und stieß ihm die Fersen in die Seiten. Mehrere Reiter folgten ihm. Ich schaute mir diese Kämpfer genau an. Langbögen, die Köcher mit gefiederten Pfeilen und die ledernden Armmanschetten wiesen sie als versierte Bogenschützen aus. Ich nahm einen herumliegenden, kaputten Bogen in die Hand. Er bestand aus vielen dünnen Schichten feinsten Holzes, kunstvoll verleimt, geglättet und poliert. Beide Enden verliefen in einem kaum merklichen Schwung und die Sehne schimmerte ein wenig. Einer der Ritter kam zurück und ich ließ sofort den Bogen fallen. Er sprang vom Pferd, hob die Waffe auf und spannte sie. Dabei wandte er beträchtliche Kraft auf, um die Sehne auch nur einen Zoll zu bewegen. Ein singender Ton erklang, der immer leiser wurde, bis kaum etwas zu hören war. Als der Pfeil traf, war er mit seinem Pferd schon woanders.

Die Einwohner jagten in der Stadt umher und löschten die kleinen Feuer, damit sie sich nicht weiter ausbreiteten. Noch immer stieg Rauch von den Ruinen auf. Menschen standen oder saßen wie betäubt mit ausdruckslosen, rußverschmierten Gesichtern herum. Ich erreichte den jüdischen Friedhof הקדוש החול / HaChol HaKadosch – Heiliger Sand. Er trug diesen Namen, da der Sand aus Jerusalem kam. Am Friedhof angekommen, öffnete ich das Holztor, über dem die hebräischen Worte aus dem Buch Hiob standen: »ימצאו־קבר / Jesisu ki Jimzu Kewer – Sie sind fröhlich, dass sie ein Grab bekommen haben.«

Hier war das Grab meiner Mutter, und ich wollte meinen Vater neben ihr bestatten, wie er es sich immer gewünscht hatte. Jetzt sah ich es: geschändete Gräber, umgeworfene Grabsteine, mit Kot beschmiert, und Tote, die aus ihren Holzsärgen herausgezerrt und entkleidet waren, lagen auf dem grünen Rasen. Auf ihren Gräber standen beschriebene Steinplatten, die zur Erinnerung an die Menschen ihre Namen festhielten, manche mit Verzierungen wie ineinander verschränkte Hände oder Kannen mit fließendem Wasser. Weinend versuchte ich, mit einem Grasbüschel hohe Sandquadersteine zu säubern und richtete einen der umgeworfenen Grabsteine auf. Mit meinem Zeigefinger strich ich über die eingritzten Linien, um die Zeile nicht zu verlieren. Ich sah die Trauernden im Heiligen Sand sich sammeln. Die Männer der Chewra Kadischa brachten den Familien ihre Toten. Aufschreie, Klagen und Schluchzen drangen von überall her in meine Ohren, als die Kadischa Channah und Belat hereintrugen. Jetzt bekamen die Toten ihren verdienten Frieden. Niemand sollte ihre Ruhe stören, weil sie ins Buch des Lebens eingeschrieben waren, sodass sie auferstehen werden, wenn der Messias kommt. Die Toten, die im Feuer verbrannt und deren Kopf abgeschlagen worden war, wie bei meinem Vater, konnten nicht ins Buch eingeschrieben werden. Ein Wind brachte den Geruch von verbranntem Fleisch, der mir fast der Magen umdrehte. Während ich mich vor dem Gestank unter meiner Kapuze versteckte, lauschte ich auf das Gerede, dass über den Friedhof waberte.

»Kaiser Friedrich, der Sturm aus Schwaben, wird uns helfen. Er ist der Gesalbte des Herrn und der Nachfolger

König Davids. Auf seiner Krone steht: *Rex Iudaeorum* – König der Juden«, murmelte ein Händler zu seinem Helfer.

»Er wird uns den lang ersehnten Frieden bringen.«

Zwischen den Sprechpausen fragte ich immer wieder: »Habt ihr Rabbiner Eleazar gesehen?«

»Er ist von einem Tempelritter verschleppt worden, wegen des Lösegeldes«, antwortete mir eine ältere Frau.

»Wisst ihr, wohin sie geritten sind?«

Ein Mann schaute mich forschend an: »Vielleicht nach Speyer.«

Zwei Männer der *Chewra Kadischa* halfen mir, eine Grube für meinen Vater, für Belat und Channah auszugraben. Dabei murmelte der eine leise: »Kaiser Friedrich wird als Endkaiser den Thron für die Herrschaft des Erlösers bereitstellen. Das Gottvertrauen in Kaiser Friedrich verbindet uns Juden mit den Christen. Wir müssen Vertrauen haben.«

Ich stand am Grab meines Vaters, achtete nicht mehr auf das Geflüster und Wehgeschrei und schaute in den Himmel. Dann sprach ich wie viele andere jüdische Menschen vor mir das *שְׂדָדָה/Kaddisch* – Totengebet, das nur ein Sohn für seinen Vater sprechen durfte.

»Fürchte dich nicht vor plötzlichem Schrecken und dem Toben der Frevler ... denn mit uns ist Gott ... Hier stehe ich und brauche mich nicht zu schämen. Ich, Chaja bat Jakob ben Kalonymos bin eine Überlebende der Kalonymos-Familie aus Worms und werde meinen Großvater finden und meinen Vater rächen. Das verspreche ich jetzt und hier! Ich werde dich nicht enttäuschen, Vater. Ich enttäusche dich nicht!«

Allein deswegen musste ich bestraft werden und ich hörte, wie hinter meinem Rücken das Gerede anschwellte. War ich die Verbrecherin? Musste ich bestraft werden? Und wer richtete die mordenden Verbrecher? Die Gemeinde würde mich schinden, wenn sie meinen Betrug enträtselte, wenn sie herausfänden, dass ein Mädchen Jungenkleider trug. Ich rannte vom Friedhof. Barfuß stolperte ich außerhalb der Stadtmauer in die Felder und legte mich erschöpft unter einen großen Baum. Ich starrte in die Baumkrone, als ein Geräusch mit aufscheuchte. Es waren Menschen hier. Ich nahm Geräusche wahr, die der Natur nicht eigen waren. Vorsichtig huschte ich durch Weizenfelder, dann sah ich es. Es war ein Lager von Kreuzrittern. Ich unterdrückte ein Aufschluchzen, als ich einen weiß gekleideten Araber mit rotem Turban entdeckte. Ich glaubte zu träumen. Konnte ich hier meinen Großvater finden? Ich schlich mich in das Lager. Überall lungerten vertriebene Bauernfrauen und Kinder herum, um Essensabfall hingeworfen zu bekommen. Mein Magen knurrte laut, aber mein ganzes Interesse richtete sich auf ein Zelt etwas abseits, auf dem das Tatzenkreuzbanner flatterte. Ich fand eine Stelle, wo ich im Schatten zwischen den Wachen hindurchschlüpfen konnte. Ich kauerte eine Weile still da, bis ich unbemerkt unter die Plane kroch. Da sah ich ihn, den blonden Todesengel. Der Mann, der meinen Vater mit seinem Schwert den Kopf abgeschlagen hatte, speiste in aller Ruhe zusammen mit einem weiß gekleideten Mönch, dessen großen Ohren mir auffielen. Der Tempelritter wischte seine fettigen Finger an einem kleinen Tuch ab, das ihm sein arabischer Freund reichte, und

spähte zu dem Mönch hin. Der Ordensbruder starrte den Araber mit misstrauischem Blick an. Der Templer machte eine kurze Bewegung mit seinen Augen und lautlos verließ der Araber das Zelt. Der Blick des Mönches folgte ihm.

»Und?«, fragte ihn der Todesengel, »welche Botschaft bringt ihr von Papst Gregor?«

Der weiß gekleidete Mönch strich über seine Segelohren. »Wie schon Paulus in seinem Brief an die Korinther prophezeite, wird es Spaltungen in der christlichen Gemeinde geben, und diese seien auch vonnöten, damit die Erprobten erkennbar würden. Papst Gregor will die Vernichtung der Ketzerei, besonders der Katharer in Okzitanien, nachdem ihre giftige Häresie schon die ganze Welt verdorben hat. Er ist stolz darauf, dass alle Art von pestilenzialischem Heidenglauben in den letzten Jahren verfolgt und verbrannt wurde. Doch die Ketzerei ist noch nicht ausgerottet! Wer die Seelenmesse, Ablass, Beichte und Fegefeuer ablehnt, besitzt eine verleumderische Kraft. Und die Predigt der Katharer verbreitet sich inzwischen über das gesamte Rheinland. Papst Gregor, Gott segne ihn, ist der Vater der Inquisition und beschützt uns. Unsere Aufgabe als seine Diener ist von nun an, Ketzer überall und mit allen Mitteln aufzuspüren und zu vernichten. Ich zitiere den heiligen Meister Konrad von Marburg: ›Hundert Unschuldige wollen wir verbrennen, wenn nur ein Schuldiger darunter ist.«

»Ich weiß! Im Gegensatz zum Gleichnis Jesu wird der Weizen mit der Spreu verbrannt. Was wollt ihr mir damit sagen, Dominikaner?«

Der Ritter beobachtete den Mönch argwöhnisch.

»Inquisitor Konrad von Marburg ist von Gefolgsleuten König Heinrichs erschlagen worden!«

Ich sah, wie der Zeigefinger des Tempplers über die Tischdecke rieb.

»Graf Heinrich von Sayn wurde vom Marburger der Ketzerei beschuldigt und erschien persönlich vor dem Tribunal des Königs, die Befragung der Belastungszeugen offenbarte die Haltlosigkeit des erhobenen Vorwurfs. Der Graf schwor den Reinigungseid und das Gericht des Königs sprach ihn als katholischen und unbescholtenen Mann frei. Damit wurde nach geltendem weltlichen Recht die Unschuld des Grafen erwiesen.«

Er begann, ungeduldig mit seinen Fingern auf den Tisch zu trommeln, als der weiß gekleidete Mönch fortfuhr.

»Nach weltlichem Gericht! Nur nach weltlichem Gericht! König Heinrich führte Vorsitz beim Synodengericht des Grafen Heinrich von Sayn und nur ein einziger Erzbischof erklärte ihn zu einem guten katholischen Mann. Damit wurden die Vollmachten eines Inquisitors beschnitten, die Papst Gregor der Inquisition zur Bekämpfung der Ketzer einräumte. Wen wundert es, dass nach der Einmischung von König Heinrich der heilige Konrad von Marburg erschlagen wurde?«

Der Templer legte seine Hände auf den Tisch.

»König Heinrich wurde daraufhin gebannt und diese Exkommunikation entbindet seine Untertanen von der Gehorsamspflicht. Alle geleisteten Eide sind jetzt nichtig. Darum griffen die Tempelritter und das Heer von König Heinrich Worms an, damit der König für seine gewährten

Privilegien vom Wormser Erzbischof den versprochenen Treueeid zurückerhält.«

Der Mönch erhob sich, und setzte sich in einem bequemeren Stuhl in der Mitte des Zeltes nieder.

»Papst Gregor schätzt die Tempelritter als wahre Gläubige und nichts geschieht gegen Gottes Willen! Die Sünde ist das Werk des Verführers, des Satans, dem auch Macht in dieser Welt gegeben ist. Vielleicht sind diejenigen Ketzer, die sich für König Heinrich entscheiden? Vielleicht ist König Heinrich ein Verführer und Verderber der Christenheit, der vorgibt, im Namen Gottes zu handeln?«

Ich lag unter der Zeltplane und wagte nicht einmal zu atmen, während ich dieses Gespräch belauschte. Mein Hals war völlig verdreht, um den Todesengel zu sehen. Der Ritter begann mit seinen Fingern ungeduldig auf den Tisch zu trommeln.

»Großinquisitor Konrad von Marburg war der Vertraute des Papstes, aber das Volk spricht vom Grafen Sayn als eine Mauer im Haus des Herrn und die Wut Konrads von Marburg konnte sich nicht weiter ausbreiten. Graf von Sayn ist ein Gefolgsmann König Heinrichs, aber die Inquisition war und ist ein Problem der Städte. In den Komtureien der Tempelritter besitzt sie keine Gerichtsbarkeit. Wir unterstehen direkt dem Heiligen Vater und nur ihm! Der Feind des Papstes und der Templer ist Kaiser Friedrich! Er verriet die Templer in Damiette, und krönte sich als Exkommunizierter selber in der Grabeskirche zum König von Jerusalem.«

Der Mönch lächelte den Ritter jetzt unterwürfig an, als er fortfuhr.

»Kaiser Friedrich hat auf dem Hoftag von Ravenna zur Freude von Papst Gregor die neuen Ketzergesetze verkündet. Es gibt keinen Bann für Häretiker, sondern nur noch die Todesstrafe. Und ihr wisst, Deutschland kann nicht von Neapel aus regiert werden. Papst Gregor denkt, dass König Heinrich zur jetzigen Zeit eine größere Gefahr als Kaiser Friedrich ist. Heinrich unterstellt die Münze, Zoll und Gerichtsbarkeit seiner weltlichen Herrschaft und beginnt Streit mit Stadtherren, die geistliche Fürsten sind.«

Der Ritter hörte auf, seine Finger zu bewegen und der Mönch lächelte maliziös, als er seine Botschaft weiter ausführte.

»Kaiser Friedrich ist die *Bestia immunda* – der Antichrist. Aber sein Bann ist nach dem Kreuzzug und der Einnahme Jerusalems vom Papst aufgehoben worden. Der Name Gregor steht für eine Ordnung. Sein Namensvorgänger rang schließlich einem Kaiser den Gang nach Canossa ab. Damals flehte dieser Kaiser im Büsserhemd und ohne Schuhe um Vergebung seiner Sünden. Einen Triumph, den unser Papst Gregor IX. zu wiederholen gedenkt! Folgt dem Papst, und lasst uns in Straßburg weiterreden.«

Der Mönch erhob sich und fügte abschließend hinzu: »Bischof Teck wird zusammen mit König Heinrich Christi Himmelfahrt im Münster von Straßburg zelebrieren. Wenn sich bis dahin nicht das Blatt wendet. Die Anhänger des Königs werden alsdann keinen Pfifferling mehr wert sein, und ihm in Scharen davonlaufen. Es wird keinen König Heinrich mehr geben. Ihr Templer seid genauso wie

wir Dominikaner unserem Vater, den Stellvertreter Christi hier auf Erden, Gefolgschaft schuldig. *Benedicere.*«

Der Mönch verließ ohne ein weiteres Wort das Zelt. Der Ritter wischte mit einem Wutschrei seinen Kelch vom Tisch und fluchte dabei:

»Läppischer Mönch! Wer glaubst du, bist du eigentlich? Ein ›*Domini canes*‹ – ein Hund des Herrn, wahrhaftig, so hechelst du und wirfst deine Lefzen auf!«

Der Kelch rollte genau vor mich hin. Schnell kroch ich nach hinten, und mein ganzer Hinterleib schob sich in die Luft, als eine schnüffelnde Hundeschnauze zwischen meine Beine fuhr. Mit einem Aufschrei erhob ich mich auf meine nackten Füße. Ich war verloren und verlassen, eine dumme Trine voller Selbstvorwürfe, die sich jetzt auf die Lippen biss, um nicht vor Angst zu weinen. Es war schon gerecht, dass Gott mich zur Frau machte. Ich besaß keine Geistesstärke und würde als Mann nur eine kümmerliche Figur abgeben. Den Ritter würde ich niemals besiegen und auch meinen Großvater nicht finden. Ich wollte mein Elend in die Welt schreien – und konnte es doch nicht. Auf wackligen Beinen bewegte ich mich aus dem Zeltlager, um in den nahen Wald zu rennen.



2. KAPITEL

CAP. II

Dies war das Zeitalter des Antichrist, das Weltalter des großen Drachen und des Letzten Kaisers, eine Zeit der Schlachten und des Todes, des Jüngsten Gerichtes. Und inmitten der Herrschaft Gottes, dem Heiligen Gral und meiner Todesqual sterbe ich Stück für Stück. Es schien mir unerklärlich, dass ich, Michael Bar le Dac aus dem Herzogtum Bar in Lothringen, noch immer an unseren Herrn Jesus Christus glaubte. Aber wie stand schon im Galaterbrief: »Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, ihr seid alle eins in Jesus Christus.« So nahm ich mein Kreuz auf mich! »*Terribilis est locus iste. Hic Domus Dei est et porta coeli.* – Furchtbar ist dieser Ort. Dies ist das Haus des Herrn und das Tor zum Himmel.« Mit unerträglichen Schmerzen erwartete ich seit Stunden meinen Tod und überdachte, was die Heilige Schrift über Namen, Begriffe und verschiedene Orte erzählte und dass uns Jesus Christus in diesen Begriffen erschien. Nicht umsonst war in der Göttlichen Offenbarung jeder hebräische Buchstabe eine Zahl und besaß eine ihm innewohnende Bedeutung, und wir Tempelritter versuchten, mit dieser Bedeutung Adam HaRischon,

dem göttlichen Menschen, dem Wächter des Heiligen Grals, ähnlich zu werden. Eine unerträgliche Kälte kroch in meinem Körper. Ich war müde und gleichgültig vor Pein und meine Gedanken stiegen eine Treppe hinauf, die immer steiler zu werden schien. Meine Finger ertasteten das Holz, an dem meine Hände angenagelt waren, und die Fingerspitzen fühlten fremde Buchstaben – heilige, hebräische Buchstaben.

Ich musste den Gral suchen und finden, um zu erkennen, wer ich war. Und ob mein Tun eine Suche nach mir selbst war. Warum handelte ich so und nicht anders? Diese Fragen trieben mich mein ganzes Leben vorwärts und brachten mich hierher.

Die Qual öffnete eine Tür, aus der Licht strömte – rosiges, orangefarbenes Licht, dessen Helligkeit so sehr in meinen blinden Augen schmerzte, dass ich meinen Blick nach innen wandte. Dort tauchte ich in eine weiße Landschaft und in der gleißenden Helligkeit stand eine riesige Figur – ein Hermaphrodit: Adam HaRischon, dem ich schon einmal begegnet war. Ich richtete meine innere Sicht auf den Boden, damit die Augen des Himmelsboten nicht meine Seele verbrannten. Sein brennender Blick führte mich zurück in die Vergangenheit und ließ die Einzelheiten meines Lebens an mir vorbeiziehen. Ich respektierte schon immer den Tod und sehnte mich danach, in ihm einen Sinn zu sehen. Ist doch der Tod wie das Leben die Ordnung der Dinge, und alles Lebendige musste zu Staub werden. Ist ein Leben doch nur eine Erzählung mit Anfang, Mitte und Ende und wenn ich nun zum Anfang meiner Geschichte ging, erhielt ich am Ende die Absolution und konnte in Frieden sterben.

Alles begann im Jahre des Herrn Anno Domini MCCXII – 1212, als ich als Junge in meinem zwölften Sommer am Ufer eines Tümpels nahe dem *Novum Monasterium* kauerte. Über dem ausgedehnten Marschland nahe Dijon hingen dicke graue Wolken und kein Lüftchen regte sich. Mehr als zwei Jahre waren vergangen, seit landlose Raubritter meine Eltern auf unserer Burg Bar in Lothringen erschlugen. Meinen Vater blieb keine Zeit zum Schreien. Sein Tod trat fast augenblicklich ein, als der Plünderer die Schwertspitze in seinen Nacken hineintrieb, genau zwischen Schädel und den ersten Wirbel. Sein Körper zuckte und spannte sich, und in der Blutlache, die sich um ihn ausbreitete, vergewaltigten sie meine Mutter. Bevor sie starb, röchelte sie: »Das ganze Leben ist eine Suche!« Dann wurde ihr die Kehle durchgeschnitten. Ich wusste schon damals, als ich Lothringen und Bar le Dac verließ, dass ich nie wieder zurück in meine Heimat konnte. Mein rechtmäßiger Besitz war für immer verloren, und als König Heinrich, der Sohn Kaisers Friedrichs, des Sturms aus Schwaben, zum König von Sizilien gekrönt wurde, war ich ohne Erbe. Ich war besitz- und rechtlos!

Doch am Ende würde Blut fließen wie das Blut meiner Eltern, dies wusste ich schon damals. Über manches Unrecht kamen Menschen hinweg. Man prägte es sich ein als eine weitere Lektion, eine Gefahr, die es in der Zukunft zu umgehen galt. Aber bestimmte Arten von Verrat verlangten nach einem Gegenschlag. Und manchmal gab es keinen anderen als Blutvergießen. Es ging darum, das Leben wieder in Ordnung zu bringen. Ich ging ins Kloster, verbrannte alle weltlichen Besitztümer und sah zu, wie alles, was mich an diese Erde band, in Flammen aufging.

Erst wenn mein Verlust sich in Feuer verwandelte, konnte ich mein Schicksal annehmen und es hinter mir lassen. Verrat wog Verrat auf, Leben gegen Leben, Verlust gegen Verlust. Das war die Befreiung. Und wenn das Blut herausrann, würde ich feststellen, dass ich das Richtige tat, und dies die einzige Handlung war, die mir unter diesen Umständen blieb.

Interessiert musterte ich eine aufgerollte, aufgedunsene Glattnatter, die im Gewässer dümpelte. Ihre schwärzliche Haut war rissig wie eine zu heiß gekochte Wurst und der Kopf, schwerer als der restliche Körper, war ein Stück weit ins Wasser hinabgesunken. Leichter Fäulnisgeruch stieg mir in die Nase. Die Schlange aus dem Garten Eden. Obwohl kräftig und Furcht einflößend, war auch sie der Banalität des Todes ausgeliefert.

»Die Verwesung ist das Schicksal aller Geschöpfe«, murmelte ich und erhob mich, als neue Truppen die Straße hinunter zum Kloster ritten. Die Weingärten um das Kloster waren kahlstäig, das ganze Land nass und braun, schon voller Herbst, über dem Fluss zogen Nebel und über den fernen Bergen Wolken auf. Die Reittiere warfen feuchte Erde auf und der schwarze Acker klebte an der Festungsmauer der Abtei Cisterium, als die weiß gekleideten Soldaten mit dem roten Stoffkreuz direkt in das Innere der Einfriedung marschierten. Die Krieger Gottes! Die Besitzer und Wächter des Gralsgeheimnisses. Ihr Großmeister war das Oberhaupt der Mönchsritter im *Templum Domini* – dem Felsendom in Jerusalem.

Keine zehn Schritte von mir entfernt standen zwei Mönchsritter sich gegenüber. Einer von ihnen schloss seine Finger um das Schwertheft und zog lächelnd die

Klinge aus der Scheide. Der andere tat es ihm nach. Das Kratzen von Stahl gegen Stahl ertönte bei ihren Schlägen. Ich kauerte mich hinter einen Busch und schaute ihnen zu. Es war wie ein Tanz: jede Bewegung, jeder Schwung, jedes Parieren sorgfältig bedacht und trotzdem schien es zur gleichen Zeit instinktiv zu sein. Ich ging näher heran, sorgfältig darauf achtend, dass ich nicht stolperte oder auf einen Zweig trat. Ein junger Bursche, kaum älter als ich, kam hinzu und wehrte mit seinem Schwert die beiden Schwertkämpfer auf einmal ab. Der Bursche vollführte eine langsame halbe Drehung mit dem Gewicht auf dem linken Fuß, hob die Klinge am langen Arm auf Kinnhöhe und macht einen langen Ausfallschritt, als wolle er einen Stoß über einen Schild hinweg üben, sprang aber unvermittelt nach rechts und zerrte mich mit seiner Linken hinter dem Busch hervor. Er setzte die Klinge an meine Kehle. Ein weiß gekleideter Kämpfer mit blutrotem Tatenkreuz auf weißen Grund stand vor mir.

»Wer bist du?«, fragte er mich mit schmalen Augen. Seine Haare waren dunkel und er sprach Französisch. Ich schaute zu ihm hoch, hatte aber zu viel Angst, um zu antworten. Meine Gedanken wirbelten durcheinander. Was würden diese Kämpfer mit mir machen? Ich senkte meinen Kopf wie ein Stier und preschte in seinen Unterleib. Er ging zu Boden, und ich rannte, halb stolperte ich, an ihm vorbei. Dann packte er mich zuerst an meinem Mönchskittel und dann an meinem Bein. Ich fiel hin. Er drückte mit einer Hand auf mein Schlüsselbein und holte mit der anderen aus. Ich sah den Schlag kommen und drehte den Kopf zur Seite. Seine Faust traf die Seite meines Gesichts, und ich spürte die Erschütterung im ganzen

Kopf. Er lehnte sich zurück und holte wiederum aus, aber ich erhob mich, packte ihn um die Taille und stieß ihn von mir weg. Ich stand da in meinem Mönchskittel und war inzwischen von den drei Kämpfern umzingelt.

»Hast du schon einmal gekämpft?«, fragte mich einer der Tempelritter erstaunt.

»Nein, Herr!« Er schnallte seine Scheide vom Gürtel und hielt sie mir hin.

»Nimm das!«, entschied er. Ich nahm die Scheide in beide Hände und meine Finger tasteten über das Heft, dass ich fest umschloss, um die Klinge herauszuziehen. Der kalte Stahl fühlte sich vertraut und gut an. Das Metall war so gut poliert, dass sich mein Gesicht darin widerspiegelte. Der zweite Tempelritter griff nach seinem Schwert und befahl: »Haltung, Standbein wechseln, eine Linie – verändere die Schwertspitze.«

Ich stand leicht seitwärts und umklammerte das Schwert mit beiden Händen. Er nickte und hieb mit seinem Schwert gegen meine Klinge. Der Schmerz zuckte durch meinen ganzen Körper und die Waffe wirbelte durch die Luft.

»Heb es auf, sofort!«

Als Nächstes griff er mich an. Sein Schwert schwang unvermittelt hoch, und ich duckte mich und schützte meinen Kopf mit beiden Armen und dem Schwert. Die Spitze seiner Waffe schwebte direkt über mir und tippte ganz leicht meinen Kopf an.

»Du musst schneller lernen, sonst bleibst du nicht lange am Leben.«

Er griff nach meiner Scheide, gab die Waffe dem Ritter zurück und befahl: »Präge es dir genau ein. Ich zeige

es nicht noch einmal.« Er zog sein Schwert, legte die linke Hand hinter der Rechten ans Heft und schwang die Klinge. Es war eine einzige, fließende Bewegung – so schnell, dass ich ihr nicht mit den Augen folgen konnte, und schon vibrierte das Schwert an meinem Hals.

»Du köpfst deinen Gegner, weil du und dein Schwert eine tödliche Waffe seit.«

Er steckte sein Schwert zurück in die Scheide. Dabei sah er mich an.

»Willst du nicht auch in eine neue Welt? Ein Mann, der in Frankreich kein Land besitzt, ist im Heiligen Land der Herr über eine Stadt. In Jerusalem bist du nicht der Mann, als der du geboren bist, sondern der Mann, der du wirklich bist. Wohlstand und Land erwarten dich dort!«

Mit großen Augen sah ich ihn an. Er lächelte und alle drei Ritter gingen zurück in ihre Klosterunterkünfte. Ich war alleine.

Das Heilige Land war Jerusalem und Jerusalem kannte jeder, ganz gleich, ob er schon einmal dort war oder nicht. Seit Jesus Christus kam diese Stadt zu jedem Menschen. Wie eine sinnliche, lebendige Frau, eine Schönheit, konnte sie in ihren Bewunderern Leidenschaft entfachen, zuweilen auch Eifersucht wie bei einer schamlosen Hure oder einer verletzten Prinzessin, die von ihren Verehrern im Stich gelassen werden musste. Sie entzündete erbitterte Machtkämpfe um ihr Herz und alle jene, die ihr verfallen waren, begriffen nicht, dass sie einem ewigen, göttlichen Quell entsprang, aus dem viele schöpfen durften und der dennoch nie versiegte. Sie liebte alle Menschen und hieß jeden Sohn Adams in ihren Armen willkommen. Eine Stadt, die sowohl im Himmel als auch auf der Erde

existierte. Die beispiellose Schönheit der irdischen Stadt war nichts gegen die Herrlichkeit der himmlischen. Allein dass Jerusalem zugleich irdisch und himmlisch war, bedeutete, dass die Stadt überall sein konnte. Sie war der Ort, an dem die Fragen der Apokalypse geklärt wurden, am Ende aller Tage, an dem es einen Krieg, einen Kampf zwischen Christ und Antichrist geben wird. In Jerusalem fand das Jüngste Gericht statt, die Toten würden auferstehen und die Herrschaft des Messias und des himmlischen Königreichs, des Neuen Jerusalems, würde beginnen. Alle Gläubigen strebten in die Heilige Stadt, den Nabel der Welt, um das Himmelreich zu berühren und viele Pilger starben dabei. Die Templer waren die Beschützer der Heiligen Stätten und der Pilger in Jerusalem, und ihr erklärtes Ziel war es, einen direkten Nachfahren Jesu auf den Königsthron Jerusalems zu setzen, um das goldene Zeitalter einzuleiten. Das hebräische Wort für Land war *Adamah* und leitete sich von dem Wort *Adam* ab, dem hebräischen Wort für Mensch. Ich wusste, dass alle Sünden mir verziehen würden, wenn ich als Templer ins Heilige Land ziehen würde. Nur der Heilige Gral führte zur vollkommenen Epoche und wer ihn wiederfand, entdeckte den Nachfolger Jesu Christi, und das konnte nur ein besonderer Mensch, ein Auserwählter, ein Templer sein. Sprach Jesus doch beim Abendmahl zu allen Christen: »Das ist der Kelch des neuen und ewigen Bundes, mein Blut, das für euch und für alle vergossen wird zur Vergebung der Sünden.«

Die Templer zogen vom Kloster Cisterium weiter ins Heilige Land und ich folgte als Novize ihrem Gonfanon – dem Banner der Tempelritter. Alle Kreuzritter erhielten

ungeachtet ihrer Geburt oder ihres Ranges für die Dauer des Kreuzzugs den Status von Geistlichen und waren befreit von weltlichem Gesetz und Dienst. Ich teilte den Glauben der Tempelritter, die, wie Joachim von Fiore, die Zeiten in drei Weltalter unterteilten: in die Zeit des Vaters oder die Zeit des Gesetzes, welche mit der Ankunft von Jesus Christus zu Ende ging; in das gegenwärtige Zeitalter des Sohnes, der Liebe und der Evangelien, wobei das neue Gesetz »Liebet einander« die früheren Gesetze ersetzte; und in das dritte Weltalter, in dem die Kirche verschwand, weil alle Männer und Frauen unmittelbar zu Gott sprachen, und der Letzte Kaiser das neue Weltalter einleitete, bevor der Antichrist seinen Tribut, den Untergang der Welt, fordern konnte. Der Letzte Kaiser würde in Jerusalem mit dem Heiligen Gral in seiner Hand herrschen, und der große Drache der Apokalypse bekämpfte den Antichrist. Als Tempelritter erhielt ich den Ritterschlag in Akkon, um danach Jerusalem, die Heilige Stadt, zu retten. Ich folgte den Soldaten Gottes nach Süden und meine Suche nach dem Heiligen Gral begann in diesem Moment.

Ich bereitete mich auf den Kampf gegen die Raubritter und Ungläubigen vor, und es gab keinen Unterschied für mich, ob ich kämpfen oder schreiben lernte. Die Werkzeuge, die ich für beides benutzte, schienen zwar unterschiedlich, doch ich kontrollierte sie mit meinem Verstand, und es war die Art, wie ich mein Erkenntnisvermögen einsetzte, die mich von den anderen unterschied. Mein Verstand war immer die Ursache dafür, dass ich mich aus der Masse der Kämpfer heraushob und sie überragte, ganz gleich, welchen Aufgaben ich nachging. Ich wurde ein Meister des Schwertkampfes und tanzte

mit dem Tod. Das war es, was ich mit dem Schwert tat. Ich war ein Tänzer des Todes, und so hörte ich auf zu zählen, welches Dorf es war, dessen strohgedeckte Hütten in Flammen aufging und dessen Bewohner in heller Panik umherrannten, bis meine Klinge ihrem Leben ein Ende setzte. Ich konnte es nicht mehr sagen. Tod und Sterben war überall. *Mors tua, vita mea* – Dein Tod ist mein Leben. Die Straßen und Wege waren mit Leichen übersät, wenn wir wegzogen. Es gab Leichen mit Speeren in der Brust, Leichen ohne Arme und manche ohne Kopf. Eine lag ausgestreckt auf dem Bauch, das Gesicht tief im Schlamm, mit einer klaffenden Wunde im Nacken. Bei Sonnenaufgang würden nur noch Trümmer und der blutgetränkte Boden an das Dorf erinnern, dessen Namen ich nicht mal kannte. Ich sah den Greis an, der mit zitternden Händen versuchte, die blutigen Eingeweide, die aus seinem aufgeschlitzten Leib quollen, wieder zurückzustopfen. Ein halbes Dutzend Ritter griffen sich einen Knaben aus dem Judenviertel und schleppten ihn in die Mitte des Dorfplatzes. Dort zogen sie ihn nackt aus und hängten ihn kopfüber auf, sodass seine Finger gerade den Erdboden berührten. Ein Soldat lachte, denn sein Glied, das sich vor Todesangst aufrichtete, war beschnitten, und das Opfer schien mehr Scham als Furcht zu empfinden. Dolche blitzten auf und der Gefangene stieß einen Jammerlaut aus, schloss die Augen und warf den Kopf zur Seite. Er rief mit lauter Stimme einen Text, der sich wie ein Gebet anhörte und sich für immer in mein Gedächtnis prägte: »Das Buch *Rocheach* von Eleazar ben Jehuda ben Kalonymos erzählt uns über einen Gott-Menschen, הרשון אדם/Adam HaRischon, der den Anfang der Menschheit markiert.«

Die Krieger Gottes machten sich ans Werk. Sie lösten die Haut um die Knöchel und rissen sie bis zu den Lenden herunter, um seine Eingeweide zu untersuchen. Sie hofften, versteckte Goldmünzen zu finden. Während der Prozedur hörte ich die Stimme des Jünglings: »Adam HaRischon ist das Konzept eines perfekten Menschen – eines Lichtwesens, und die Seele eines jeden Menschen ist eine Zelle in seinem Astralleib. Adam HaRischons Erscheinung ist von unendlicher Schönheit und das Abbild der Herrlichkeit Gottes.« Als die Soldaten seinen Unterleib öffneten und die Haut abzogen, war der Knabe endlich tot.

»Lasst die Leiche hängen«, befahl unser Anführer, während Ritter, Soldaten und Novizen die Taschen der Toten durchwühlten. In dem Bündel des Jünglings fand ich ein zusammengefaltetes Blatt Pergament. Der Zettel war zweimal in der Mitte gefaltet, sorgfältig, sodass die Ränder haargenau aufeinanderlagen. Ich kniff die Augen zusammen, halb in der Erwartung, dass die Worte wie ein Trugbild verschwinden werden. Aber den Gefallen taten sie mir nicht. Es war eine Übersetzung und hebräische Buchstaben lagen übereinstimmend auf lateinischen Buchstaben. Ich starrte auf die geschriebenen Buchstaben und las.

»Die Seele ist voll der Liebe zu Gott und mit Stricken der Liebe gebunden in Freude und frohen Herzens.« Ein Stück des Pergaments war herausgerissen, doch ich konnte die nächste Zeile lesen. »Keine Lehre ist so wichtig wie die Meinung des Herzens. Liebe deinen Schöpfer, der dich liebt.«

Ich war aufgeregt. Dies war die Botschaft Gottes! Er sprach mit mir und es war das versprochene Gold. Ich

steckte das Pergament in mein Wams. Ich war auf der Spur des Grals.

Leichen türmten sich auf dem Marktplatz und lagen in den Häusern verstreut. Manche hingen aus den Fenstern der Behausungen. Der Boden war getränkt von Blut und die Luft erfüllt vom Geschrei. Es war nicht meine Aufgabe, darüber nachzudenken oder gar den Befehlen des Anführers der Ritter anzuzweifeln, wollte ich doch einer von ihnen werden und meinen Ritterschlag in Akkon erhalten. Aber die Botschaft des Adam HaRischon hallte in meinem Kopf. Jesus Christus war mir gegenwärtig, wenn ich sein Brot brach: mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele, als wahrer Gott und Mensch, als Gekreuzigter und Auferstandener. Konnte der Beweis für meine Nachfolge Jesu die Buchstabenfolge auf dem Heiligen Gral sein? Die heiligen Buchstaben lauteten: בר לך/Sohn des Elends – Bar le Dac. War ich der Auserkorene, der den Antichrist bekämpfen sollte?

Als die Mauern des sizilianischen Hafens Messina in der Ferne auftauchten, waren die Tempelritter aus Cistercium schon lange im Heiligen Land. Ich begegnete französischen Soldaten, die lauthals diskutierten und außer sich zu sein schienen. Es war im Laufe des Morgens in der Stadt zwischen Kreuzrittern und einheimischen Kaufleuten zu Reibereien gekommen. Die Bürger Messinas waren für ihre Abneigung gegenüber Fremden bekannt, und in den frühen Morgenstunden stritt sich ein Soldat des Kreuzritterheeres mit einem Bäcker über den Preis und das Gewicht eines Brotes. Die Preise waren in Messina nur in reinem Gold zu bezahlen und als sich der Soldat weigerte, den Preis zu zahlen, erhoben sich die Umstehenden und

trampelten ihn zu Tode. Dieser Ausbruch war rasch zu einem Straßenkampf ausgeartet, in dessen Verlauf mehr als zwanzig Soldaten verschiedener Länder und Sprachen umgekommen waren. Um die Heerführer zusätzlich zu beleidigen, wurden die Leichen in öffentliche Latrinen geworfen. Die Stimmung war aufgeheizt, die Soldaten wollten den Hafen stürmen, und dies ermöglichte mir ohne monatelanges Warten einen Platz auf einem Segler ins Heilige Land zu bekommen, der wegen der Soldatenunruhen Messina fluchtartig verließ. Während ich, als wir aus dem Hafen fort ruderten, vom Deck auf das geschäftige Treiben der Stadt schaute, dachte ich an mein Ziel. Seit dreißig Jahren befand sich Jerusalem in den Händen der Muslime. Die bisherigen Versuche, Jerusalem zurückzuerobern, waren gescheitert. Das Königreich Jerusalem verlegte seine Hauptstadt nach Akkon und war damit auf den schmalen Küstenstreifen von bis zur Südgrenze der Grafschaft Tripolis beschränkt. Der letzte Waffenstillstand endete letztes Jahr und Papst Honorius legte einen neuen Kreuzzug auf den 1. Juni 1217 fest. An diesem Tag sollten sich die Heere der Kreuzfahrerstaaten in den Häfen von Messina und Brindisi vereinen, um nach Akkon zu segeln, die reiche und stark befestigte Hafenstadt im Königreich Jerusalem. Jetzt verhinderte der Streit um die toten Soldaten in Messina diese Abfahrt und den neuen Kreuzzug. Als die Verhandlungen zwischen den Soldaten und den Stadtherren von Messina begannen, segelte ich schon nach Jerusalem, um meinen Ritterschlag zu erhalten. Dies war meine erste Seereise und sie war entsetzlich! Mir wurde eine Sitzgelegenheit im Innern des betagten, ranzig riechenden Schiffs zugewiesen, und ich musste in

Schmutz und Elend Buße tun, abgesehen von einer Stunde am Tag, in der mir gestattet wurde, an Deck zu gehen, um frische Luft zu schöpfen und mich zu bewegen. Der größte Teil meiner Mitpassagiere im Schiffsbauch waren Mitglieder des Templerordens. Für sie waren die Befehle der anderen Kreuzritter nicht maßgebend. Junge Rekruten, die wie ich den Ritterschlag im Templerhaus von Akkon erhielten, sollten ihre Zeit unter Deck im Gebet mit Lesungen aus der Bibel und der Ordensregel verbringen. Die Wirklichkeit sah jedoch anders aus. Die Brüder waren samt und sonders seekrank und es war ihnen unmöglich, in der stinkenden, schwankenden Hölle des Unterdecks mit gesenktem Kopf zu lesen. Und so verbrachten die meisten der Novizen die gesamte Reise stöhnend, würgend und vor Schmerzen gekrümmt an Bord. Einige der Passagiere waren ältere, zurückkehrende Mitglieder des Ordens. Nur wenige waren Pilger, die die Reise ins Heilige Land wagten.

Der Nordwestwind war etwas steif, aber nicht stark. Es ging von der Straße von Messina weiter nach der italienischen Hafenstadt Brindisi, um Vorräte zu laden. Von dort segelten wir in einem weiten Bogen südlich an Kreta vorbei, direkt nach Akkon. Der Kapitän erklärte mir, dass Stürme uns nur auf dem Weg von Brindisi nach Akkon treffen könnten. Und sollte das geschehen, würde nur ein Gebet zu Gott uns helfen. Ein kleiner Windstoß kitzelte mein Haar im Nacken. Ich war dem widerlichen Gestank des Höllenreichs im Unterdeck entkommen und blickte, während mir der Wind kurz ins Gesicht blies, auf den Querschnitt der drei Segel, die der Wind aufblähte. Ich schaute genauer hin und erkannte, dass der Querschnitt

der Segel die Gestalt einer Kettenlinie annahm – einer einfachen Kurve, die wie von Gottes Hand zu einer Formel bestimmt war. Der Wind flaute wieder ab und ich döste an Deck ein, aber als das erste stärkere Lüftchen sich an diesem Tag regte, erwachte ich blitzartig. Ich fuhr auf und fragte mich, was geschehen war. Dann hörte ich, wie sich hinter mir Stimmen erhoben und sich hämmern-de Schritte über das Deck bewegten. Jemand schob mich unsanft beiseite, um sich an meinem Platz zu stellen. Der Mann beugte sich angespannt vor und spähte geradeaus zum Horizont. Dann knurrte er einen Fluch, fuhr herum und rannte zum Achterdeck, wo er nach dem Kapitän rief. Ich sah ihm nach und wandte mich dann zurück, um nachzusehen, was die heftige Reaktion ausgelöst hatte. Das Einzige, was ich sehen konnte, war eine leichte Verdunklung direkt über dem Horizont, als hätte jemand mit einem Holzkohlestift einen unebenen Stich über die Linie gezogen, die Wasser und Himmel trennte. Ich kniff die Augen zusammen und sah genauer hin und hatte einen Moment lang den Eindruck, der verwischte Strich sei purpurn. Die Stille war unheimlich. Ich konnte keine Regung der Luft spüren, und plötzlich begann mein Herz heftig zu schlagen. In meinen Eingeweiden regte sich ein dumpfes Gefühl der Nervosität. Irgendetwas war im Anmarsch, das wusste ich, und das Rufen, das sich hinter meinem Rücken erhob, bestätigte mein Gefühl. Die purpurne Linie am Horizont wurde breiter, und bald war sie als herannahende Wolkenbank zu erkennen. Erneut fegte ein Windstoß über das Schiff hinweg und erstarb, doch wenige Minuten später folgte der nächste, der kräftiger war und länger anhielt. Ich sah schweigend zu, wie See-

leute das Segel rafften, den Quermast herunterließen und das Segel daran festbanden, bevor sie den Quermast fest mit dem Mast verschnürten. Sekunden später ballte sich mein Magen zusammen, als ich sah, wie ein Trommler seinen Posten in der Mitte des Schiffes bezog und sich die Ruderer auf ihre Plätze setzten und auf sein Signal warteten. Schließlich kam das Signal, und die Männer machten sich ans Werk und zogen das Schiff rhythmisch mit ihren Schwüngen aus seiner Regungslosigkeit. Die Geschwindigkeit nahm rapide zu, und den Ruderern schien die Arbeit leichter zu fallen. Eine Bewegung auf dem Achterdeck fiel mir ins Auge und als ich meinen Kopf dorthin richtete, öffnete sich eine Tür des Soldatenquartiers und Männer strömten auf das Deck, angelockt durch das plötzlich geschäftige Treiben nach den vergangenen stillen Tagen. In kürzester Zeit herrschte dichtes Gedränge auf dem Deck, was die Mannschaft bei ihrer Arbeit behinderte. Die Männer wurden in ihre Quartiere beordert, als kurz darauf der Hauptmast unter dem ungeheuren Druck einer Sturmböe splitterte. Wie ein junger Baum, dessen dünner Stamm von einer Axt durchschlagen wurde, brach der Mast in Brusthöhe durch und stürzte schräg nach Backbord auf Deck und Reling. Haarscharf verfehlte er den Vorbau des Achterkastells. Mast, Takelage, und Segel begruben Menschen unter sich. Gleichzeitig barst das Segel des Vormasts. Ein riesiger Riss zog sich mitten durch das Segeltuch, als wäre es von einem Messer von oben bis unten aufgeschlitzt worden, und gleich darauf wurde es vom Sturm in kleine Fetzen geteilt, die mit lautem, hartem Knattern im Wind schlugen. Das Boot bekam gefährliche Schlagseite, als sich Großsegel und Taue des

gestürzten Hauptmastes zwischen Rudern auf der Backbordseite verfangen und sich mit Wasser vollsogen. Das Segel drehte sich quer zu den Wellen, die sich unter dem anwachsenden Sturmwind auftürmten. Die Seeleute und auch ich griffen zu ihren Bootsmessern und Schiffsäxten und rückten damit den dicken Tauen der Takelage zu Leibe. Die Galeere musste so schnell wie möglich von dem halb über Bord hängenden Vormast mit seinem Gewirr aus Segeln und schwerer Takelage befreit werden. Wasser strömte durch die unteren Ruderöffnungen. Eine einzige, große Welle, die das Schiff steuerbord traf, konnte unser Schicksal besiegeln. Die Soldaten unter Deck flohen aus den engen Verschlägen und stürzten über die Gänge wieder nach oben. Ein Blitz zuckte am Himmel und der Regen gewann an Stärke. In den Wolken schienen sich Schleusen geöffnet zu haben, aus denen nun die Flut herabstürzte. Der Sturmwind packte die Regenfluten und drückte sie gegen das Schiff. Schiffslampen erloschen.

»Schneller! Schneller! Kappt die Taue!«, hörte ich den Kapitän brüllen. Ich riss einem jungen Seemann die Axt aus der Hand und schlug wie besessen auf die Takelage des Hauptmastes ein, der unser Verhängnis zu werden drohte. Augenblicke später rissen die letzten Taue mit einem peitschenden Knall. Vom Widerstand befreit, schoss das zersplitterte Ende des halb über Bord hängenden Mastes samt Segel und Takelage über die Reling und wurde fortgeschwemmt. Sofort richtete sich das Boot an Backbord wieder auf und nahm eine stabile Lage ein. Der Kapitän warf das Ruder herum, setzte am Vormast ein Sturmsegel aus und ließ das Schiff im Wind laufen. Das Boot tanzte auf der See und stürzte immer wieder in tie-

fe Wellentäler. Der Sturm, der zeitweise zu einem Orkan anschwell, diktierte den Kurs und ich schloss mit meinem Leben ab. Salz brannte in meinen Augen, mir schmerzten die Arme von der stundenlangen Anstrengung, bei dem heftigen Schlingern des Schiffes den Halt nicht zu verlieren. Längst war nur noch bittere Galle in mir, die ich zeitweise erbrach. Jerusalem, und nicht das offene Meer, war der Ort um für unseren Herrn zu sterben, doch vorher musste ich den Gral sehen und berühren, das schwor ich mir, als ich wieder erbrach. Der Sturm wollte einfach kein Ende nehmen. Stunde um Stunde stürzte der Regen herab, heulte der Wind in der Takelage. Ich starrte über die Gischtwolken hinweg, die über das Schiff fegten und bis zum Sturmsegel hochflogen. Schlagartig änderte sich das Wetter. Zuerst ließ der heftige Regen nach, und wenig später nahm das Heulen des Windes ab. Das Meer schaukelte hin und her, doch die Brecher rollten immer länger aus und drohten nicht mehr, unser Schiff leckzuschlagen. Die Wellentäler weiteten sich und gaben dem Boot Raum, die nächste Woge zu überwinden. Schließlich erstarb der Sturm ganz, und die Wolkendecke begann aufzureißen. Im Osten zeichnete sich über den Schaumkronen ein grauer Streifen ab. Hinter dem Horizont dämmerte der neue Tag. Fast eine ganze Nacht hatten wir dem Sturm standgehalten. Die letzten Wolken trieben auseinander, und im Osten brannte die Sonne wie eine Scheibe aus rot glühendem Gold durch die morgendlichen Regenschleier über das Meer. Ich lehnte meinem Kopf gegen die Bordwand und schloss die Augen. Leise betete ich: »Du aber, Herr, bist gut und barmherzig, und Deine Rechte sorgte in der Tiefe meines Todes und schöpfte bis auf den Grund

meines Herzens das Unmaß des Verderbens aus. Und dies war des Ganzen Sinn: nicht wollen sollte ich, was ich wollte, und wollen, was Du wolltest.«

Etwas später wurde ich vom Kreischen der Möwen geweckt. Als ich gähnte, schmeckte ich das Salz der Gischt auf den Lippen. Die Sonne stand hoch am Himmel. Wir näherten uns der Küste von Akkon. Die Stadt lag wie eine Sichel am Nordende der Bucht. Weit im Norden, außerhalb des imposanten Seewalls, lagen kleine Wälder und vor ihnen erstreckte sich von der Stadtmauer bis zu den Wäldern eine gelbweiße Stadtfläche mit grünen Flecken. Unsere Ruderer verlangsamten die Geschwindigkeit, weil sich das Boot einem langen Wellenbrecher näherte, der in den größten und belebtesten Hafen führte, den ich je gesehen hatte. Die Frachtschiffe und auch unser Schiff ankerten vor dem Wellenbrecher neben den Kriegsschiffen aus Messina und Brindisi, die uns überholt hatten und zu groß waren, um in den inneren Hafen der Stadt einlaufen zu können. Die Stadt lag im Schutze eines Riffes mit einer hohen Hafenmauer und einem Leuchtturm am Hafeneingang, wo der Seewall sich mit dem Festland verband. Der Leuchtturm im Innenhafen war eine weitere Befestigung, der den Zugang zu diesem Aufenthaltsort sicherte. Er stand an der Spitze eines Riffs, das in das Meer hineinragte. Dahinter schmiegte sich die große Tempelritterburg direkt ans Meer. Unser Schiff ankerte mit dem Heck so nah wie möglich am Land, ohne dabei aufzulaufen. Der Fallmeister bediente die manuelle Schleuse des Landungsplatzes und ließ das Falltor leicht herunter. Ich saß auf Deck auf einem Pferd neben den anderen Novizen in Formation. Als das Signal zum Hinausreiten gege-

ben wurde, ritt ich im Zug auf das Wasser zu, Richtung Landungssteg. Mein Pferd brauchte, genau wie ich, nicht angespornt zu werden, es war so begierig, seinem Gefängnis zu entkommen, dass ich es kaum zügeln konnte. Vom Steg erreichte ich den Strand und ließ mein Pferd auf- und ablaufen. Die Gischt sprühte über mein Gesicht, und ich fühlte mich durch und durch lebendig. Hier war ich nun am Küstenstreifen der wichtigsten Stadt im Königreich Jerusalem. Ich war im Hauptquartier des Templerordens in Akkon angekommen. Nachdem das Schiff entladen war, zog eine Templergaleere es endgültig in den Hafen. Eine halbe Stunde später kam der Bruder Stallmeister am Strand auf mich zu, nahm mir das Pferd ab, um es in die Ställe der Templer zu bringen, die sich am seeseitigen Eingang des Templerbezirks befanden. Er sprach mich an: »Du wirst erwartet.« Eine offene stehende Tür aus massivem Eisen ließ Tempelritter ein. Es hatte etwas Einschüchterndes, durch dieses schwere Tor zu schreiten. Der Eingang schützte zwei massive Türme, deren Wände 28 Fuß dick waren. Zu beiden Seiten der Türme standen zwei kleinere Türme, an denen jeweils ein vergoldeter Löwe in der Größe eines Ochsen stand. Dahinter führten weiße Marmorstufen, durchzogen von weißlichen Adern, zu den eingefassten Treppenabsätzen der Ordensburg. Die Wachposten grüßten mich freundlich und wiesen auf ein niedriges Gebäude mit einem Hof und einer Zisterne. Das mir zugewiesene kleine Steinhaus teilte ich mit anderen Novizen. Pritschen reiheten sich an der Wand entlang, neben jeder stand eine hölzerne Truhe, in der die eigenen Habseligkeiten aufbewahrt werden konnte. Die Decken auf den Schlafstellen waren aus weicher Lammwolle ge-

fertigt, die Leinenkissen am Kopfende mit Federn gefüllt. Auf dem sauberen Fußboden lagen gewebte Matten. Ein alter Priester stand neben einer der Pritschen und zeigte mit seinem Finger auf meinen Reisesack. Nachdem ich meine wenigen Habseligkeiten niedergelegt hatte, bewegte er sich in den Innenhof.

»Wohin gehen wir?«, fragte ich neugierig.

Er würdigte mich keiner Antwort und zeigte auf ein grob gehauenes Loch im Boden, wo ich herausgeschlagene Stufen erkannte. Die Treppe führte zu einem in die Felsen gehauenen Tunnelsystem. Der alte Priester murmelte, während er eine Fackel entzündete, leise:

»Diese Wände und Decken erstrecken sich über eine Länge von tausendeinhundertfünfzig Fuß von der Templerburg hier im Westen unterhalb von Akkon hindurch bis zum Hafen auf der gegenüberliegenden Seite der Hafensichel.«

An den Wänden floss Wasser hinab und eine ungeheure Anstrengung war nötig, um sich festzuhalten und nicht vom Strom mitgerissen zu werden. Es ging bergab und ich hielt mich an den Wänden fest. Weit entfernt sah ich das rosige orangefarbene Licht einer Fackel. Da die Steine jedoch feucht und der Boden klebrig war, konnte ich mich nicht stützen und strauchelte. Die Umgebung bestand plötzlich aus Dunkelheit und Schwärze. Ratten huschten über meinen Kopf, und ein Schwall Dreckwasser spritzte mir ins Gesicht. Ich richtete mich auf und stand neben dem alten Priester in der Mitte eines gepflasterten Sammelplatzes, von dem sechs Nebenkanäle sternförmig wegführten. Der Priester leitete mich durch einen trockenen Graben. Ich trat auf einen Pflasterstein und

fühlte, wie mein Fuß einsackte. Das Pflaster brach und sofort weichte Wasser den Boden auf. Mit knallendem Geräusch zerschellte der Grund und in Sekunden wand sich ein Matschbrei um unsere Füße. Mit jedem Schritt versank ich tiefer im Morast, bis mir der Priester unter die Achseln fasste und mich aus dem Schlamm zog. Ich stand wieder auf festem Grund und konnte kleine Schritte machen. Ich hörte die Stimme des alten Priesters:

»Das nächste Mal bis du alleine.« Er leuchtete mit einer Fackel auf eine weiße Markierung an der Wand. Ich erkannte Pfeile, die den Weg anzeigten. »Merke dir, wonach du Ausschau halten musst!«

Ich trat hinter dem Priester in eine Grotte und atmete auf. Sie war ein gewaltiges, unterirdisches Gewölbe mit einer Deckenhöhe von fünf- bis sechsfacher Manneslänge. Rundum klatschte frisches Meerwasser an das geriffelte Grottengewölbe. Die Form des Rundbaues besaß einen Durchmesser von gut vierzig Schritten. Das rhythmische Geräusch des Wassers beruhigte meine aufgeregten Nerven. Im Zentrum und damit genau unter der Mitte des Deckengewölbes erhob sich auf einem dreistufigen Sockel ein Altar. Er bestand aus leuchtend weißem Marmor, der wie poliertes Perlmutter glänzte. Zwei goldene, fünf-armige Kerzenleuchter rahmten ein ebenfalls goldenes, hohes Kreuz ein. Vor dem Kreuz stand eine Bank und eine weitere Öffnung war zu sehen. Wir traten in einen Raum mit einem strahlend weiß leuchtenden Fußboden ein. Das Mosaik des Deckengewölbes war als dunkelblauer Sternenhimmel gearbeitet, in dessen Mitte ein schlichtes Holzkreuz prangte. Hunderte von weißen, spitz gezackten Sternen umgaben in konzentrischen Kreisen

das Kreuz. In der rechts gelegenen Ausbuchtung führten mehrere Stufen in ein halbrundes, großes Wasserbecken hinunter, wo sich Meerwasser kräuselte. Der Priester verließ mich und murmelte zum Abschied:

»Denke an deine Markierung!«

Ein Stück weiter sprudelte ein zweites Bassin. Als erstes legte ich meinen übel riechenden Umhang ab, den ich über den linken Arm trug. Dann schnallte ich mein Schwert vom Gürtel und zog mein schmutziges Waffenhemd aus. Dabei zögerte ich nicht im Geringsten. Es war nichts dabei, das Kettenhemd und die gepanzerten Beinkleider auszuziehen. Ich entledigte mich des Hemdes, des Gürtels und der beiden Lammfelle, mit denen ich gegürtet war. Völlig nackt stand ich da. Rechts im Raum war ein weiteres Becken zu sehen. Auf zwei Tischen mit Intarsien aus Perlmutter standen Silberschalen, die mit unterschiedlichen Ölen in hellen Farben gefüllt waren. Auf einer Bank aus Mandelbaumholz mit Intarsien aus schwarzem, afrikanischem Holz und rotem Rosenholz waren große, weiße Tücher ausgebreitet. Ich stakste in eines der Becken einige Stufen hinein. Erst jetzt sah ich, dass über der Wasseroberfläche Dampf aufstieg. Daraufhin ging ich zu dem anderen Bassin und hinterließ auf dem warmen Gold des Bodens nasse Fußabdrücke. Ich stieg von neuem ins Wasser hinab. Das Wasser war angenehm kühl wie das eines Baches, und ich stand eine Weile lang unentschlossen da und dachte darüber nach, was ich als Nächstes tun sollte. Vorsichtig betrachtete ich meinen Körper. Die Hände waren bis zu den Handgelenken braun gebrannt. Alles andere war vollkommen weiß und in den Hautfalten meiner Arme hatten sich Salz und Schmutz abgelagert. Ich

stieg die verbliebenen Stufen hinab und tauchte meinen Körper in das kühle Nass. Dabei glitt ich in die Mitte des Bassins, ließ mich treiben und erinnerte mich daran, wie ich zu Hause in Lothringen im Fluss unterhalb der Burg Bar le Dac badete. Der Himmel war wolkenlos gewesen. Krieg existierte nicht. Mich überkam die Lust zu tauchen, dabei bekam ich Wasser in die Nase und richtete mich schnaubend mitten im Bassin auf. Ich schwamm ein paar vorsichtige Züge, kam aber sofort an die blau dekorierte Kachelkante. Dann tauchte ich unter und stieß mich mit den Füßen zur anderen Wand ab. Da ich die Augen geschlossen hielt, stieß ich mit dem Kopf ziemlich hart an die gegenüberliegende Seite und rieb mir meinen Kopf, als mich ein unerklärliches Glücksgefühl überwältigte. Ich – Michael Bar le Dac – war in Akkon, im Heiligen Land. Mit den Händen schöpfte ich Wasser in meinen Mund. Dann untersuchte ich die verschiedenen Öle auf dem Tisch zwischen den beiden Bassins und rieb vorsichtig alle Körperteile ein, die ich berühren durfte, ohne mich zu versündigen. Ich probierte mich durch die verschiedenen Fette, bis ich Haaröl fand. Schließlich hatte ich meinen ganzen Körper eingerieben. Dann senkte ich mich erneut in das kühle Becken hinab und wusch mich. Ich ließ mich eine Weile im Wasser treiben, starrte auf das Muster der Deckenkuppel und dachte: »Die Empfangshalle des Paradieses.« Nach einer Weile kam mir das Wasser kalt vor, und ich versuchte es mit dem wärmeren Bassin. Ich schüttelte mich wie ein Hund, lag dann ganz still in diesem lauen Nichts und wusch die unreinen Stellen, die ich nicht berühren durfte. Und ohne dass ich etwas dagegen hätte unternehmen können, versündigte ich mich. Lange

lag ich im Wasser und träumte vor mich hin. Ich befand mich hier im Vorraum des Paradieses, aber gleichzeitig auch zu Hause in meiner Kindheit am Ufer des Flusses in Bar le Dac. Ja, ich war noch da. Und ich wusste auch, wo ich war, denn ich träumte von meiner Mutter. Sie lag an diesem Morgen nach dem Baden am Ufer, halb mir zugewandt und aus ihrem am Hals klaffenden Hemd glitt eine Brust. Plötzlich ergriff mich der schmerzhaft aus den Leisten aufsteigende Wunsch, die runde Schwere in meinen Händen aufzufangen und an ihnen zu saugen. Mit einem Schlag wusste ich, was das war: Nackt! Sie schlug die Augen auf, lächelte, schob ihr Hemd hoch und flüsterte:

»Ich befehle dir, jene Stadt im Sonnenuntergang zu suchen, die dir gehört und daraus die trägen, müßiggehenden Götter zu verweisen. Finde den Gral Jesu Christi! Er kann alles sein. Wenn du ihn findest, werden du und ich glücklich sein. Wir werden in Heil und Liebe vereint sein.«

Ein tiefes Summen, ein Ton, erst wie eine Glocke, die man vorsichtig anschlug, dann, abebbend, wurde eine menschliche Stimme daraus und die schrillen Rufe des Muezzins, die in der Dämmerung zum Gebet aufforderten, holten mich mit einem Ruck in die Gegenwart zurück. Ich stürzte aus dem Wasser und griff nach den weichen, weißen Tüchern zum Abtrocknen. Als ich wieder in den kleinen Vorraum trat, waren alle meine alten Kleider fort, sogar der Filz, den ich direkt unter dem Panzer getragen hatte. Stattdessen lagen dort Kleider, die mir alle wie angegossen passten. Ein kostbarer Ringelpanzer mit einer silbernen Brustplatte und darüber ein weißes, geschlitztes Hemd mit dem roten Stoffkreuz. Ein alter Geistlicher

wartete auf mich und führte mich aus dem Baderaum. Er brachte mich zu einem Platz, indem das leise Stimmengewirr der Ritter, die ungeduldig auf den Beginn der Zeremonie warteten, erstarb. Der alte Geistliche, jetzt in Rauchschwaden gehüllt, wies mich an, niederzuknien. Ich tat, wie mir geheißen, als der Visitor sich erhob und das Wort ergriff.

»Du hast Zeit und Muße gehabt, um über das heilige Amt nachzudenken, das dir nun angetragen wird.«

Seine Stimme erfüllte den Saal.

»Michael Bar le Dac, bist du bereit, den Mantel zu nehmen, wohl wissend, dass du damit ein treuer, demütiger Diener Gottes des Allmächtigen wirst?«

»Ich will ein treuer und schlagkräftiger Diener Gottes werden«, erwiderte ich.

Und so begann meine Aufnahmezeremonie.

»Ich schwöre, ein wahrhaftiger Anhänger des katholischen Glaubens und ehelich geboren zu sein. Ich schwöre, keinem anderen Orden anzugehören, keinem Mitbruder Geschenke gemacht zu haben, um meine Aufnahme voranzutreiben, und auch keine Schulden bei einem weltlichen Mann zu haben, die ich nicht zurückzahlen kann.«

Meine Kehle brannte und ein eiserner Ring umschloss meine Brust.

»Ich schwöre, den wahren Glauben mit meinem Schwert zu verteidigen, denn der wahre Glaube ist der Glaube an unseren Herrn Jesus Christus, der am Kreuze für uns starb. Mein Herr und Gott, ich trete heute vor Dein Angesicht und das der hier anwesenden Brüder, um die Aufnahme in diesen Orden zu erbitten. Ich möch-

te mein Leben dem Dienst im Templerorden und Jesus Christus widmen und meinen eigenen Willen dem Willen Gottes unterordnen.«

Inzwischen erfüllte helles Licht den Grottenraum. Der Rest der Zeremonie verlief wie eine gewöhnliche Messe. Nachdem ich das Brot nahm, kniete ich wieder in der Mitte des Raumes nieder. Zwei Ritter kamen zu mir. Der eine trat langsam hinter mich. Er packte meine Arme so, dass ich mich nicht wehren konnte, hob eine Hand und schlug mir mit aller Kraft seitlich gegen den Kopf. Ein harter Schlag, der mich beinahe bewusstlos machte. Während ich versuchte, wieder einen klaren Kopf zu bekommen, auch wenn sich der Raum drehte, schwor ich, mich stets an die Regeln des Ordens zu halten und legte die Gelübde der Armut und des Gehorsams ab. Nachdem ich mich zu Boden geworfen und den Segen Gottes, der Jungfrau Maria und aller Heiligen erfleht hatte, stieg ein Ritter mit gezogenem Schwert von einem Podest herunter. Die Klinge schimmerte im Fackelschein, als er sie mit der Spitze voran auf mich richtete.

»Küsse diese Klinge, nimm die Bürde auf dich, die dir dadurch auferlegt wird. Fortan sollst du den einzigen wahren Glauben gegen alle Feinde verteidigen und auch dein Leben dafür geben, wenn es sich als notwendig erweisen sollte.«

Ich beugte mich vor, um den Stahl der Klinge mit den Lippen zu berühren, der unter meinem Atem beschlug. Kurz ließ ich meine Zunge über den Stahl gleiten.

»Mit diesem Schwert sollst du das Christentum gegen die Feinde Gottes verteidigen.«

Ich erhob mich benommen und der alte Geistliche nahm einen weißen Umhang mit einem blutroten Tatzekreuz.

»Mit diesem Mantel bist du als Templer wiedergeboren«, verkündete er und legte mir den Mantel um. Er schloss ihn für mich mit einer Silberschnalle.

»Hiermit spreche ich dich von all deinen Sünden frei«, murmelte er, wobei er das Kreuzzeichen schlug.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.«

»*Maria advocata renatorum, imperatrix angelorum.* – Mit Marias Beistand, Herrscherin der Engel, werden wir wiedergeboren werden«, sprach ich laut.

Die Ritter erhoben sich von ihren Plätzen und traten einer nach dem anderen vor, stellten sich auf die Zehenspitzen, küssten mich auf den Mund und schlugen sich dann mit ihrer Faust auf das Kettenhemd über ihrem Herzen. Mit dem Schlag gegen meinen Kopf – der *collée* – war ich in den Orden aufgenommen. Der alte Geistliche trat wieder vor und sprach: »Gehe morgen zu unserem Schmied im Viertel der Venezianer. Sein Name ist Mohammed. Er ist ein Muslim, aber seine Schmiedekunst gesegnet. Von ihm erhältst du dein Schwert, mit dem du Jesus Christus verteidigst.«

Ich stand alleine an der Hafenummauer in der Stadt. Es war inzwischen später Nachmittag und die goldgelbe Stadtmauer Akkons schien das Sonnenlicht aufzusaugen. Die aus Holz, Stein, Lehm und Ziegeln erbauten Häuser säumten den Hafen und hinter einem belebten Marktplatz, dessen Lärm ich bereits hörte, erhoben sich Kirchen mit Kup-

peldächern, mächtige Türme und elegant geschwungene Minarette. Der Rest der Stadt lag hinter der Stadtmauer verborgen. Dann blickte ich auf eine breite Mauer, die am Ufer entlanglief und eine scharfe Biegung beschrieb, um dann in der Stadt zu verschwinden. Sie war mit Türmen besetzt, deren Kappen aus purem Gold zu bestehen schienen. Es war das Ordenshaus der Templer, eine starke Festung innerhalb der Stadt. Akkon teilte sich in mehrere Viertel, und seit der Gründung der Kreuzfahrerstaaten bildeten mächtige Handelshäuser aus Genua, Pisa und Venedig rund um den Markt von Akkon mit kostbaren Seidenstoffen, teuren Ölen und Räucherstoffen sowie Sklaven, Gold und Edelsteinen eigene Quartiere. Allein im Viertel der Venezianer gab es an die zweihundert Warenlager. Der Handel beherrschte die Stadt. Selbst China, Indien und das Slawenland versorgten diesen Handelshafen mit kostbaren und begehrten Gütern. Der venezianische Bezirk sowie der der Konkurrenten aus Genua und Pisa beherrschten den Südteil der Stadt, während die kleinere Gegend der Franken sich im nordöstlichen Teil befand. Die würfelförmigen Wohn- und Geschäftshäuser bildeten eine eigene Mischung aus europäischem und arabischem Baustil. Christen und Moslems lebten durch den Mangel an Platz Tür an Tür. Enge Gassen führten zu beiden Seiten an gekalkten, zweistöckigen Häusern aus sonnetrockneten Lehmziegeln vorbei. Auf die Flachdächer gelangten die Menschen der Stadt über eine geländerlose Außentreppe oder Leiter. Die Dächer dienten mit ihren Zisternen nicht nur als Auffangbecken für Regenwasser, sondern in den heißen Monaten Juni, Juli und August auch als Aufenthaltsort mit Schlafplatz. Hier genossen

die Stadtbewohner im Sommer die leichte Brise vom Meer. Die Wohnfläche innerhalb der Befestigungsmauer war so dicht bebaut, dass manche Häuser nur über die Dächer zu erreichen waren. Brückenähnliche Konstruktionen aus Stein oder Holz wölbten sich über die Gassen, verbanden die Häuserseiten miteinander und spendeten im Sommer Schatten. Ich erreichte das Waffenviertel der Venezianer. Metallenes Dröhnen empfing mich. Hammerschläge trafen Metall, Funken stoben aus der Gasse, wo Ambosse standen und gut versorgte Feuer in den Schmiedöfen prasselten. An den Außenwänden der Werkstätten waren Waffen zum Verkauf ausgestellt, bewacht von Knechten der Waffenschmiede. Die Gasse erweiterte sich hinter den Häusern zu einem Hof, den eine Steinmauer umgab. Ich trat durch ein niedriges Tor und sah den Schweiß überströmten, nackten Oberkörper eines kleinen Schmiedes, der über den Amboss gebeugt stand. Mit großer Wucht schlug der Mann auf das rot glühende Eisen, und wie ein Schutzschild klebte eine Lederschürze an seinem Körper.

»Du arbeitest hart, Schmied?«, fragte ich vorsichtig.

»Ja, Silber ist das Metall des Mondes und versinnbildlicht die weibliche Hälfte der Schöpfung«, erklärte er mir, während die Funken unter seinen Schlägen stoben. »Eisen ist der Inbegriff des Männlichen. Das Geheimnis ist es, diese beiden gegensätzlichen Metalle zu verbinden. Das männliche Metall ist entweder zu hart, zu spröde oder zu weich und zu zäh um sich mit dem Metall Silber zu verbinden. Zäh Eisonsorten brechen zwar im Kampf nicht, verbiegen sich aber leicht und tragen bei jedem Schlag tiefe Kerben davon. Allein die Hitze zu bestimmen, die Sil-

ber zum Schmelzen bringt und Eisen weich genug macht, das Silber anzunehmen, ist ein Geheimnis.«

Er hob das rot glühende Eisen mit einer Zange aus dem Ofen, legte es auf den Amboss und begann zu hämmern. Die Funken sprühten, als Mohammed das Eisen platt schlug.

»Ich komme von den Templern.«

»Ich weiß!« Er griff nach einem größeren Hammer und hieb weiter auf den Amboss ein.

»Du musst auf dein Schwert warten. Mein Ziel ist es, die guten Eigenschaften der Metalle zu verbinden, ohne dass das Schwert unter den Nachteilen der schlechten Eigenschaften leidet.«

Während er zwei Eisenpakete mit Hammerschlägen zusammenfaltete, sprach er: »Das ist der Kern des Schwertes. Jetzt schmiede ich noch die Schwertklinge und schleife sie ab.«

Während er noch sprach, war seine Arbeit beendet. Stolz hob er das Langschwert in die Luft. Ich bewunderte die Rosenblütenmaserung, die Adern auf der messerscharfen Klinge.

»Halte es ihn Ehren«, sprach er und drückte mir einen Griffel in die Hand.

»Gib deinem Schwert einem Namen«, und ich schrieb: »Allmächtig ist der Streiter Gottes.«

»Salam aleikum«, verabschiedete mich der Schmied und ging ins Innere seiner Werkstatt.

Ich war ein Tempelritter und gehörte zu den besten ausgebildeten Kämpfern der christlichen Welt, weil wir eine Einheit mit Gott bildeten und den Tod nicht fürchteten. Ich begann, den Tod wie das Leben zu lieben. Ich

war eine Waffe Gottes und die Waffe, die er führte. Mein Schwert war eine Verlängerung seines Zeigefingers und sein Wille führte mich.

Das Ziel war klar! Jerusalem war der Zweck all meiner Opfer und Bemühungen. Gottes eigene Stadt musste ich befreien, um den Gral zu finden. Ich war überzeugt, dass mir Gottes Hilfe zufallen würde, wenn ich nur den Mut aufbrachte, die Stadt zu erstürmen. Und das Buch *Rokeach* würde mir dabei helfen. Der Gral war der Beweis, dass das Haus Bar le Dac von Jesus abstammte, und ich ein Nachkomme Jesu Christi war. Jesus kam aus dem Hause David. Der Kelch bewies, dass Maria Magdalena, seine Ehefrau, und ihre Kinder sich nach seinem Tod im Languedoc ansiedelten und daraus die Verbindung zu dem Herrschergeschlecht der Merowinger und dem Haus Bar le Dac in Lothringen. Maria Magdalena flüchtete, als sie schwanger war, zusammen mit dem Gralskelch nach Südfrankreich. Und von dort gelangte er in die Champagne in den Besitz des Templerordens. Die Templer verloren den Kelch, aber ich sollte ihm später in Jerusalem begegnen.



3. KAPITEL

פרק ג'

וורמזיא - 4/21. Nissan (4)995 - כ"א ניסן התקצ"ה

30. April 1235 - Worms

Ich erreichte eine Rodunginsel, auf der mich eine Schar lauter Krähen erwartete. Etwas zu fressen musste sie zu dieser Wiese gelockt haben. Dann sah ich es. Auf der Grasfläche türmten sich die Leichen der Niedergestochenen und Erschlagenen aus Worms. Neue Silhouetten zeichneten sich am Himmel ab und kreischend ließ sich die Vogelschar nieder. Plötzlich spürte ich einen feingliedrigen Handschutz, der sich um meine Kehle legte und mir die Luft abzudrücken versuchte. Mit einer Drehung entwand ich mich dem Griff und drosch mit der geballten Faust dorthin, wo ich das Gesicht des Gegners vermutete. Der Schlag blieb wirkungslos, weil er nur den Kettenkragen traf. Ich drehte mich um und rannte um mein Leben. Zweige, Äste und Steine bohrten sich in meine Fußsohlen. Nach einigen hundert Metern war ich am Ende meiner Kraft und musste doch meinem Verfolger entkommen. Ich kroch auf allen vieren weiter durchs Unterholz, versuchte dabei, die Schmerzen auszublenden. Da spürte ich, wie der feuchte Waldboden etwas nachgab. Zuerst dachte ich, ich sei in einem Sumpf geraten. Doch dem war nicht so. Sofort begann ich, in der feuchten Erde zu graben, bis

das Loch groß und tief genug war, mich aufzunehmen. Ich scharfte lose Erde über mich, das Gesicht bedeckte ich mit Zweigen. Kurz darauf hörte ich das Knacken trockener Äste und der Boden vibrierte von Hufgeklapper. Sie waren also ganz nah. Ich zwang mich, ruhig und gleichmäßig zu atmen. Erst jetzt nahm ich einen muffigen, leicht fauligen Geruch wahr. In der Nähe musste etwas Totes liegen. Als die Geräusche und Bewegungen verklungen waren, bewegte ich meine Arme und drückte meinen Rücken durch. Ich suchte an beiden Seiten des Erdlochs Halt, um mich hochzuziehen, und als ich die Äste und Zweige beiseite fegte, berührte ich einen Körper. Während ich mich aus dem Loch hochhievte, hielt ich die Luft an. Ich beugte mich vor und blickte auf eine kleine, menschliche Hand! Entsetzt wich ich zurück, nahm einen Ast und begann die Erde wegzuschieben, bis schließlich der Körper eines Jungen frei lag. Er war nackt – bis auf die Sandalen an den Füßen. Ich streifte der Kinderleiche die Sandalen ab, zog sie mir über meine blutenden Füße und preschte aus dem Wald. Bald kam ich auf eine befestigte Handelsstraße. Kurz darauf erreichte ich eine Schänke und jagte direkt in die fast leere Trinkstube hinein. Aus dem Hof des Schankraumes schallte dröhnendes Lachen, und als sich meine Augen an das Halbdunkle der Stube gewöhnt hatten, sah ich einen dünnen, rothaarigen Bruder in der braunen, verschlissenen Mönchskutte der Franziskaner mit baumelnden Beine auf einer hohen Bank sitzen. Neben ihm streckte ein kleiner Mönch mit blankem Schädel in der schwarzweißen Kluft der Cluniazenser alle viere von sich und schlief friedlich. Ich stand keuchend bei ihnen und mir rann der Speichel aus dem

Mund. Der Franziskaner beugte sich vor und wischte mir mit einem Tuch das Rinnsal vom Kinn.

»Welcher Tag ist heute?«, fragte ich leise und bekam die freundliche Antwort: »Der Tag des heiligen Hugo von Cluny.«

Durch eine offene Tür im hinteren Teil der Schankstube sah ich zwei Frauen volle Essensschüsseln mit gedünsteten Butter-Zwiebeln und Kümmelbrot in den Innenhof tragen. Ich folgte mit knurrendem Magen dem Essensgeruch. Im Hof inszenierten drei Mönche auf einem zur Bühne umgestalteten Karren die Geschichte von David und dem Riesen Goliath. Die Schaulustigen lauschten andächtig dem Mysterium vom jungen Hirtenknaben David, der den Goliath nur mit einer Schleuder und einem Stein tötete. Ein großer Mönch, der einen Sack aus grobem Rupfen über sein graues Zisterzienserhabit gezogen hatte, deklamierte mehr schlecht als recht Davids Segensspruch über Größe und Reichtum. Trotz seiner unbeholfenen Darbietung weckte seine tiefe Stimme das Interesse der Zuschauer, die ihn gebannt anstarrten. Ich erschrak, als ich das weiße Gewand eines der Mönche auf der Bühne wahrnahm, der abseits stand. Es war der Mönch aus dem Zelt von Michael Bar le Dac. Meine Beine fingen an zu zittern und ich wartete erstarrt auf den blonden Tempelritter, den schwarzäugigen Araber und auf einen Todeshieb. Ich zuckte zusammen, als Applaus ertönte. Die Vorstellung war zu Ende. Die Umstehenden warfen Münzen auf die Bühne und die Mönche dankten brav mit Verbeugungen. Plötzlich war im dicht gedrängten Gemenge ein lautes Furzen vom Wirt, einem Fettwanst, zu hören, das alle zusammenfahren ließ. Als sein Hinterteil jedoch weitere

Geräusche von sich gab, brach im Hof Gelächter aus und ein Gast rief: »Hast wohl zu viel Rettich und Zwiebeln in deiner Schänke gefressen?«

Der Wirt brüllte zurück: »Wohl wahr, wohl wahr, es gibt bei mir den besten Zwiebelkuchen weit und breit. Was ihr in euren Geldbeutel untergebracht habt, bekommt ihr bei mir als Zwiebeldelikatesse zwischen die Zähne und in den Schlund.«

Ängstlich beobachtete ich die Begleiter des Dominikanermönches. Der Anführer der Gruppe, ein schwarz gekleideter Benediktiner, war ein mittelgroßer Mann mit hagerem Gesicht, dessen asketisch wirkende Züge von Lachfalten durchzogen waren, hantierte mit einer Schatulle, in der sich halbleere Beutelchen befanden. Der Benediktiner ordnete schmunzelnd die kleinen Säckchen und mir stieg der Duft von Gewürzen und Arzneimitteln in die Nase, von denen ich manche kannte, andere nicht.

Ein Gast aus einer Ecke donnerte in die Runde: »Mancher Mönch sitzt auch im Chorgestühl, als säße er auf dem Abtritt.«

Der Mönch mit den Lachfalten hob den Kopf und erwiderte: »Sie geben aber nicht solche Böllerschüsse der Befreiung und der Erleichterung von sich!«

Der Wirt furzte wieder und rief: »Weil sie nicht so viele gute Zwiebelgerichte essen dürfen!«

Inzwischen entledigte sich der ›David-Riese‹ seines groben Sacks und setzte sich in seinem grauen Zisterzienserhabit zu den anderen Brüdern an den Tisch. Der Franziskaner und Cluniazenser aus dem Schankraum kamen dazu. Der Dominikaner zählte die verdienten Pfennige. Ich musterte die fünf Kleriker, die am länglichen

Holztisch im Hof wie die Apostel beim letzten Abendmahl saßen. Der schwarz gekleideter Benediktiner, der wohl ihr Anführer war, der kleine, glatzköpfige Cluniazenser, der hilfsbereit dem Franziskanerbruder den Stuhl zurechtrückte, der weiß gekleidete Dominikanermönch aus dem Kriegslager der Tempelritter, der die Münzen zählte und der Zisterzienserprediger, der den Wirt beobachtete und dabei brummte: »Dieser Erdenbewohner ist nicht gerade ein wohlgeformter Mensch. Sein dicker Bauch widerspricht dem idealen Verhältnis der Körperteile zueinander. Er hat die Form einer Zwiebel angenommen.« Während er sprach, fuchtelte er mit seinen Händen in der Luft umher.

Ich bewegte mich näher zum Tisch und seufzte hungrig. Der Benediktiner schaute auf meine blutenden Füße.

»Setz dich!«, befahl er mir. »Benedicere. Mein Name ist Johannes aus Lorsch.«

Er drückte mich auf einen Stuhl, und zog seine Schatulle näher. Ich griff neugierig nach einem der Bündel und schnupperte daran. Es enthielt getrocknete Kräuter, Beeren an verholzten Ästen und Substanzen wie Pfeffer, Sandelholz, Myrrhe und Zimt. Bruder Johannes schaute mich erstaunt an und öffnete eines der Ledersäckchen und mir stieg ein vertrauter Kamillenduft in die Nase. Während er mir das Blut von den Füßen wischte, zog er eine feine Knochennadel aus dem Kasten und stach damit die Blasen auf. Dann achtete er gewissenhaft darauf, nicht die tote Haut zu ritzen, als er die eitrige Gewebeflüssigkeit herausdrückte. Anschließend mischte er aus dem Saft von zerstoßenen Ringelblumenblüten, Wasser und Roggenmehl eine Salbe zusammen, strich sie auf meine wunden Füße und sprach: »Damit verheilt die Wunde.«

Die ganzen Kräuter waren wieder in der Schachtel verschwunden, als der Wirt und seine Bediensteten mit den Essenschüsseln zur Mönchsgruppe kam. Eco aus Urbino, der Franziskaner mit den flammend roten Haaren, reichte Johannes eine Schale mit warmem Wasser und ein kleines Tuch. Die Mönche reinigten nacheinander ihre Hände – außer dem Dominikaner. Dieser schaute in die Runde und sprach mit lauter Stimme: »*Ecclesia abhorret a sanguine*. – Die Kirche verabscheut das Blut. Jedem Kleriker ist das Brennen und Schneiden von Menschenfleisch strengstens verboten.«

Die Münzen waren verschwunden. Danach war kein Flüstern, kein Laut zu hören, als Bruder Johannes seinen Apothekerkasten wegtat. Die Kleriker befolgten die *regulum taciturnitatis* – das Schweigegebot des heiligen Benedikt. Fieberhaft beobachtete ich sie, während ich auf das Essen starrte. Vielleicht unterstützten die Mönche zusammen mit dem Dominikaner die Tempelritter und waren verantwortlich für das Massaker im Wormser Judenviertel? Misstrauisch sah ich, wie der graue Mönch mit dem Namen Malachias sämtliche Finger seiner Hand in der hohlen anderen Hand zusammenführte und sie dann umdrehte. Der braun gekleidete Franziskaner reichte ihm daraufhin die Zwiebeluppe. Der Benediktiner drückte seinen kleinen Finger vor den Mund und der Franziskaner hielt ihm ein Stück Käse entgegen. Mein knurrender Magen war deutlich zu hören und ich zupfte Bruder Johannes am Ärmel. »Gilt die Regel des Benedikt von Nursia auch für mich?«

Das Schweigen war zu Ende und der Mönch antwortete freundlich. »Natürlich! Lasst uns das Brot brechen

wie Jesus Christus bei seinem letzten Abendmahl. *Qui vos recipit me recipit*. – Wer euch aufnimmt, der nimmt mich selbst auf.«

Er streckte mir ein Stück Brot hin. Gierig stopfte ich es in den Mund und stieß im Kauen hervor: »Mein Name ist Abraham ... Cham genannt ... aus Worms ... Sehr erfreut.«

Die Mönche waren mit ihrem Essen fertig und Johannes spielte mit den Knoten seiner Kordel, die um seine Taille geschlungen war. Er bemerkte meinen Blick und hielt den Gürtel, das Zingulum, hoch. »Insgesamt sind es drei Knoten. Symbole für die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams.«

Ich schaute ängstlich in die Richtung des Dominikaners. »Könnt ihr mich mitnehmen? Ich will auch für die Fahrt arbeiten«, sprudelte die Frage schon aus meinem Mund heraus.

Nach einer kurzen Pause antwortete Johannes: »Abraham, ich glaube, du weißt nicht, wovon du sprichst. Nimm dir doch noch etwas vom Essen, das auf dem Tisch steht.«

Ich griff schnell nach einer weiteren großen Brotscheibe, die durchsetzt war mit Haferschrot und Kleie. Als ich hineinbiss, schmeckte ich die seltsam bittere Schärfe der geschroteten Eichel, die meine Zähne schmerzen ließ. Johannes schob mir eine Schüssel mit gedünsteten Zwiebeln hin. Er hatte meine verängstigten Blicke in die Richtung des Dominikaners bemerkt. Er wies auf den weiß gekleideten Mönch und stellte uns vor: »Viele Gläubige können heute einen Benediktiner nicht von einem Dominikaner unterscheiden. Barabbas, der Spanier – Abraham

aus Worms«, dabei deutete er auf mich. Der dünne Mönch aus dem Templerzelt reichte mir ablehnend die Hand zum Kuss und beobachtete widerwillig, wie ich das Essen verschlang. »Si tacuisses, philosophus manisses – Hättest du geschwiegen, wärest du ein Philosoph geblieben.«

Der kleine Mönch mit dem blanken Schädel aus dem Schankraum sprach in meine Richtung. »Ja, aber dann würde er nicht mitkommen können! Benediktiner und Dominikaner gleichen sich wie ihre Namen. Ich bin ein Cluniazenser mit dem wohlklingenden Namen Bernhard aus Hirsau. Du brauchst mir nicht den Saummantel zu küssen.«

Der Zisterzienser mischte sich ins Gespräch ein. »Immer mit der Ruhe, Cluniazenser. Immerhin kommen Dominikaner und Benediktiner aus Italien.«

Er übersah die Gesten von Bruder Bernhard und so konnte Barabbas wie eine lächelnde Katze einwenden: »Mein lieber Zisterzienserbruder Malachias aus Maulbronn, der heilige Dominikus stammt aus Burgos in Kastilien, genau wie ich.«

Malachias klopfte auf den Tisch. »Schon gut, Dominikaner. Erspare uns die jetzt fällige Predigt über Ablässe und die käufliche Kirche. Du bist doch zu Zeiten unseres Herrn freigelassen worden.«

Der Dominikaner wurde blass. »Ich heiße zwar Barabbas, der Spanier, aber das berechtigt einen Zisterzienser noch lange nicht, sich über mich, meine Herkunft und meinen Namen lustig zu machen. Du gehörst doch nur zu einem Reformorden.«

Malachias antwortete ihm prompt: »Bruder Barabbas, du gehörst zwar zu den Minderen Brüdern, für die Almo-

sen Gerechtigkeit bedeuten und das Betteln der Zweck und die Königswürde sein sollten. Ich wiederum als Zisterzienser weiß, dass Gott der höchste Architekt ist, der Maß, Zahl, Harmonie und Proportion bestimmt, und wir ihm in unserem Tun nacheifern müssen.«

»Ja Malachias, aber vergiss nicht, dass auch Schmach und Verachtung für uns Mönche eine Ehre sind und wir unseren Ruhm am Tage des Gerichts erhalten«, mischte sich Johannes aus Lorsch ins Gespräch. »Der heilige Benedikt vereint uns alle im Kampf gegen das Laster.«

Der Zisterziensemönch wandte sich an mich. »Junge, Benedikt von Nursia bewunderte ein Leben lang den Zisterzienserorden wegen seiner strengen Regeln und Disziplin und das zu Recht.«

Johannes schaute unglücklich in die Richtung. »Malachias, Benedikt von Nursia lebte lange vor den Zisterziensern, wie hätte er sie da bewundern sollen?«

Bernhard gluckste dazwischen. »Wir warten alle auf das dritte Weltzeitalter, das Zeitalter, dass das ewige Evangelium einleitet. Dafür wird der große Drache sein Haupt erheben und seine Herrschaft beginnen.« Bruder Bernhard lächelte und fächelte dem Franziskaner, dessen braunes Gewand an Ellbogen und Gesäß fadenscheinig war, mit seinen Ärmeln Luft zu. »Ist Malachias Zisterzienser, weil er ein guter Bauherr ist, oder ist er nur ein guter Bauherr, weil er Zisterzienser ist?«, fragte er.

Malachias entgegnete würdevoll: »Bernhard von Hirsau, ich verzeihe dir deine Späße, weil ich weiß, dass du ein begnadeter Steinmetz bist und wir alle in gesegnetter Arbeit die Liebe Gottes suchen.«

»Amen!«

Die Mönche bekreuzigten sich. »Gut gesprochen, Malachias. Wenn wir mit dem Essen fertig sind, geht es weiter Richtung Speyer«, beendete Johannes die Gesprächsrunde.

Der Dominikaner erhob sich. »Bruder Johannes, ich will mich mit diesem Jungen sprechen, der nicht wie ein Junge aussieht, sondern wie die Fleischwerdung der schrecklichsten aller Sünden! Aus seinen lästerlichen Augen funkelt die Gier. Wir können das sehen, wie er sein Brot isst.« Der weiße Mönch verließ den Innenhof.

Ich hielt beim Kauen inne, schaute ihm nach und fragte noch einmal, während ich meinen Bissen schnell hinunterschlang: »Kann ich mit euch nach Speyer kommen?«

Eco, der mit einem Stück Kohle dünne Striche auf den Holztisch zeichnete, erwiderte: »Abraham, die Wege sind schlecht! Die Fußpfade schlammig und kotig, wie wenn wir in einem Morast waten, der uns bis zu den Waden reicht und wir kommen kaum vorwärts noch rückwärts. Und wenn wir nicht im Matsch stecken bleiben, dann werden dir bei deinem Schuhwerk die Steine zur Qual. Bruder Johannes hat dir doch schon Blasen an den Füßen aufgeschnitten, und du wirst noch mehr bekommen. Solch eine Reise willst du machen?«

Ich entgegnete entschlossen: »Ja, ich will nach Speyer!«

Johannes mischte sich in das Gespräch ein. »Wir müssen dir das ausreden! Jeder reisende Mönch ist froh, wenn er ein Dach über dem Kopf hat. Selbst die schäbigsten Speunken sind noch eine Wohltat gegen die Schrecken der Wege. Wir können dich nicht mitnehmen!« Er reichte mir

einen Apfel. »Du bist viel zu jung und zu schwach für solch eine Reise: Iss lieber noch etwas, damit du kräftiger wirst.«

Er wandte sich von mir ab und sprach zu Malachias von Maulbronn. »Wir ziehen zum Speyerer Dom und werden Arbeit bekommen. Bruder Barabbas verlässt uns dort und reist nach Straßburg. Vielleicht begleitet ihn Bruder Eco.«

Der Franziskaner mischte sich ins Gespräch ein. »Ja, ich will auch nach Straßburg. Bischof Berthold von Teck wird das Pfingstfest in Straßburg zelebrieren. Der Bischof unterstützt Papst Gregor und Heinrich hat die Schlacht um Worms verloren. Wer weiß, ob er zu Pfingsten überhaupt noch eine Armee gegen Kaiser Friedrich haben und jemals wieder ein Pfingstfest zelebrieren wird.«

Malachias von Maulbronn klopfte mir auf die Schulter. »Es ist zu gefährlich für dich. Das ganze Reich ist in Unruhe. Niemand weiß, was uns in Speyer erwartet.«

Ich hielt mich an Eco aus Urbino. »Könnt ihr mich nicht doch mitnehmen?«, fragte ich noch einmal. Ich wusste, nur wenn ich dem Dominikaner folgte, konnte ich den Tempelritter und meinen Großvater, Rabbiner Eleazar, finden. Eco schaute auf seine nackten Füße in den Sandalen und dann zu Johannes.

»Bitte, nehmt mich mit. Ich kann für euch arbeiten!«, bohrte ich weiter.

Johannes rieb sich unentschlossen die Nase, richtete sich auf und sprach: »Der Kaiserdom in Speyer ruft uns!«

»Wir können dich nicht gebrauchen«, wies mich Mönch Malachias ab.

»Aber, ihr verdient euer Essengeld doch auch mit kleinen Kunststücken wie dem David-Spiel?«

»Das ist nur für unterwegs, bis wir unseren Lohn für das Bauen bekommen. Gaukler müssen starke und gesunde Menschen sein. Sie verstehen sich über die Kunst des Bettelns hinaus auch auf das Gewerbe der Illusionen. Ein Geschäft, das sich immer mehr verfeinert«, erwiderte Mönch Eco.

Während er redete, griff ich nach einem kleinen Apfel und nach vier weiteren Winteräpfeln aus einer Schüssel. Der Wirt wollte protestieren, aber Abt Johannes aus Lorsch hob beschwichtigend seine Hand. In der Mitte des Hofes stehend, jonglierte ich geschickt mit fünf Äpfeln gleichzeitig. Immer wieder warf ich sie hoch und fing sie abwechselnd auf, um sie sofort erneut in der Luft rotieren zu lassen. Als ich aufhörte, ertönte Applaus von einigen Gästen der Schänke und ich verbeugte mich tief, als ich Münzen einsammelte, die mir Gäste zuwarfen.

Johannes lachte. »Nicht schlecht! Nicht schlecht! Sehr wendig! Ich glaube, wir können einen solchen geschickten Artisten für unser Fuhrwerk gebrauchen. Geh zu unserem Karren im Stall!«

Malachias und Eco nickten zustimmend. »Placet – Es gefällt.«

Stunden später trottete ich mit einem trangefüllten Horn neben einen Ochsenkarren her und lauschte auf das Knirschen und Quietschen der Räder, um rechtzeitig nachschmieren zu können. Die Mönche waren mit diesem Ochsenkarren und drei Packpferden unterwegs. Ins Klatschen der Rute mischte sich das Gebrüll der beiden Ochsen, die sich schwer ins Joch legten. Sie waren zu meiner großen Erleichterung nicht nur kräftiger als die Pferde, sondern auch weniger nervös, zumal der Karren schwer

beladen hin und her schwankte. Das Gerede vom Dominikaner Barabbas kroch in meine Ohren. Er saß auf dem engen Bock, schwang die Rute und unterhielt sich dabei mit Abt Johannes aus Lorsch, der sich auf seine Hände konzentrierte, um das Fuhrwerk zu lenken.

»Die Bauern lesen weder in der deutschen noch in der lateinischen Sprache. Aber, Bruder Johannes, sie erwarten das Lateinische an seinem angestammten Platz und das ist die Kirche. Der Klang des Lateinischen in der Kirche gibt ihnen das Gefühl der Vertrautheit.«

Johannes antwortete ihm: »Kaiser Friedrich hat in Neapel eine weltliche Universität gegründet. Das Wissen und die lateinische Sprache sind nicht mehr Eigentum der Kirche, und vielleicht werden auch Bauern bald lesen können.«

Der Tran tropfte auf das Rad und ich hörte Barabbas Erwiderung. »Ach was, der Papst hat die *Libri naturales* von Aristoteles verboten und die Inquisition ist so erfolgreich, weil sie ein Archiv mit Aussagen zusammenstellt. Die Inquisitoren benutzen ein dickes Buch, in das sie die Verhöre auf Lateinisch eintragen. Abgeschlossene Urteile mit Datum, Ort, Zeugen, Strafmaß und – nachgetragen – Entlassungen. Dafür wird die lateinische Sprache gebraucht und gelehrt!«

»Worte, nichts als Worte!«, dachte ich. Der Priester hatte mir zusammen mit dem Tempelritter gezeigt, wie sie an Gott glauben. Wie sollte ich überhaupt nach dem schrecklichen Morden im jüdischen Viertel von Worms an Geschriebenes und Gott glauben?

Johannes rief vom Karren zu mir: »Cham, kannst du Lesen?«

»Ja«, brüllte ich zurück und stolperte müde weiter.

Später reichte mir Johannes einen dicken Folianten in einem alten, roten Ledereinband. Die Umhüllung bestand aus einem Holzdeckel und auf dem Lederüberzug erkannte ich Muster aus kleinen Stempelabdrücken. Eine Schließe aus Silber schmückte das Buch. Zuerst wollte ich es nicht in die Hände nehmen und schon gar nicht lesen. Johannes schaute mich erstaunt an, als er es mir reichte und ich nur zögernd danach griff. Bruder Johannes hatte ein Geheimnis. Mehr als die Hälfte seines Lebens studierte und kopierte er Bücher. Während er die Scholastik für sich entdeckte, löste Kaiser Friedrich das Lorscher Kloster auf. Johannes war stolz darauf, ein Mann der Ratio zu sein, ein Geistlicher, der Aristoteles gelesen und verstanden hatte und auch Augustinus kannte. Dagegen blieben ihm die Veränderungen im Heiligen Römischen Reich verschlossen. Ich fühlte mich den Ereignissen in meinem Leben schutzlos ausgesetzt; verraten und verkauft. In meiner Verzweiflung hörte ich die Stimme meines Großvaters: »Chaja, du bist eines dieser Wesen, die den Thronwagen Gottes begleiten.« Ich konnte mich glücklich schätzen, ein so breites Wissen in Schrift und Sprache von Rabbiner Eleazar erworben zu haben, und das musste ich nutzen. Er hatte mir neben Hebräisch auch Latein beigebracht. Johannes hielt mir wieder auffordernd das Buch unter die Nase. Ich griff danach und bedankte mich schließlich. Vielleicht war es gut, wenn ich das Geschriebene studierte. Vielleicht half es mir, das Gesehene zu verdrängen? Und war es nicht so, dass der Mensch zu allen Scheußlichkeiten dieser Welt bereit war?

Barabbas Geschwätz hallte in meinen Ohren wider. »Nur durch Gottes Barmherzigkeit bewahrte der Heilige Dominikus die Unversehrtheit seines Fleisches. Er erduldete bis zu seinem Tode lediglich eine Unvollkommenheit: dass Gespräche mit jungen Frauen sein Herz mehr anrührten als Aussprachen mit alten Weibern.«

Abt Johannes antwortete geduldig. »Ich dachte immer, dass die Dominikaner lieber handeln, statt endlos zu debattieren oder mit feurigen Worten Botschaften zu verkünden, die Menschen gar nicht hören wollen.«

»Gegen die Sünde ist niemand gefeit und darum müssen wir Dominikaner die Inquisition in die Stadt und auf das Land bringen!«

Johannes blickte bei der Erwähnung der Inquisition mit stumpfen Augen auf. »Es beschämt mich, dass ein Orden Gottes sich für die Inquisition zur Verfügung stellt und auch noch stolz darauf ist. Ich befürchte, es wird eines Tages soweit kommen, dass es heißt: ›Rettet die Welt vor den Dominikanern und nicht vor den Sündern!«

Barabbas ließ die Gerte knallen und schrie fast. »Aus Staub, aus Kot, aus Asche, aus noch viel niedrigerem Stoff, dem Sperma, kommt der Mensch. Im Brand des Fleisches, im Pesthauch ekliger Wollust und – was noch schlimmer ist – im Stand der Sünde wird er empfangen. Ein Mann ist Speise des Feuers und der Würmer Fraß, ein Haufen Fäulnis!«

Ich dachte, während ich das Rad schmierte, über Barabbas' Gebrüll nach und konnte seine Empörung nicht nachvollziehen. Im Grunde genommen war es ganz einfach, ein Mann zu sein. Viel einfacher als eine Frau. Die Mönche akzeptierten mich fraglos als männliches Wesen.

Ich musste nur wie der Todesengel Michael aufrecht stehen, den Kopf hochhalten und das Kinn vorrecken. Ich musste wie er ausschreiten, mit kräftigem Schritt, als könnte er die Welt beiseitetreten, bevor ich es tat. Was bedeutete es überhaupt, ein Mann zu sein? Hieß es, Verantwortung zu übernehmen, Entscheidungen zu treffen und seine Familie zu lieben und zu beschützen oder bedeutete es, dem Tod ins Auge sehen und morden, morden, morden. Töten, wenn es nötig war und wenn es Spaß machte. Aber wie konnte Töten Spaß machen? Und war es nicht so, dass ich auch getötet hatte? War ich nicht besser als der Todesengel Michael? Das Gefährt wackelte gefährlich.

In der Mitte des Tages verdunkelte sich der Himmel und es begann zu regnen. Johannes fuhr den Karren auf eine erhöhte Straßeböschung und wir krochen darunter, um das Ende des Unwetters abzuwarten. Ein Donner Schlag hallte wie ein Peitschenknall über den Himmel. Ich lag auf den Bauch, auf die Ellbogen gestützt, Abt Johannes zu meiner Linken und Mönch Malachias zu meiner Rechten. Der Regen rann wie eine Wasserwand von der Kante des Wagengestells. Ich starrte auf das Wasser. Warum führte mich Gott auf diesen Weg? Hatte es irgendeinen Sinn, Menschen sterben zu sehen? Warum? Warum nur? Ich spähte durch die Speichen des Rades und meinte, die Räder des Thronwagens Gottes zu erkennen. War ich in der Nähe von den vier heiligen Tieren, die neben den Rädern des Wagens liefen? War das die Antwort Gottes auf meine Zweifel? Ich hörte die Stimme meines Vaters, wie er immer zu mir sprach: »Chaja, Gottes Name ist unergründlich und dem unendlichen Kreis, auf dem

Gott reist, geben die Menschen viele Namen.« Der Regen hörte auf und die Sonne kam heraus.

Wir machten uns wieder auf den Weg. Die Straße war aufgeweicht und es wehte ein scharfer Wind. Als wir uns durch die schlammige Straße Richtung Speyer kämpften, überholten uns leicht beladene Wagen und spritzten uns von oben bis unten voll mit Dreck und Schlamm. Wir suchten, als es endlich dämmerte, mit etlichen anderen Reisenden Schutz in einer Feldscheune, die schon auf dem Boden des Bistums Speyer war. Ich musste, bevor wir uns schlafen legten, noch Wasser lassen. Bruder Eco aus Urbino kam mit mir. Ich platzierte mich neben Eco in den Büschen. Wenn ich mich auf eine bestimmte Weise hinstellte, konnte ich im Stehen pissen wie ein Mann. Das gefiel mir! Immer mehr freute es mich, Dinge zu tun, die ich als Frau nie hätte tun dürfen. Ich knöpfte mein Wams zu, lief zu meiner Schlafstelle und legte mich auf meinen Bettsack, der mit aromatisch duftendem Laub gefüllt war. Unser Schlaf war durch die benediktinische Regel geordnet. Die Mönche schliefen bekleidet, und während der Nachtruhe sollten wir unsere Messer nicht bei uns tragen, damit wir uns im Schlaf nicht verletzten. Irgendwo in der Scheune, zwischen dem Schnarchen und den anderen unvermeidlichen Geräuschen der Nacht, verging sich ein Mann hörbar gegen die Keuschheit. Ich rührte mich nicht, es gab weitaus Schlimmeres als das. Ich konnte nicht schlafen und legte mir den roten Folianten von Johannes auf die Knie und zündete eine kleine Talgkerze an. Die Handschrift selber wies ein Wasserzeichen auf und war durchgehend von einer Hand einspaltig geschrieben. Hervorhebungen gab es in roten Großbuchstaben und ro-

ter Überschrift. Das Buch hieß *Lorscher Arzneibuch* und Johannes kopierte es selber im Skriptorium seiner Abtei. Es war eine Zusammenstellung verschiedener Texte, die ein Handbuch für den Mönchsarzt darstellten, der auch Apotheker war. Das Licht der Talgkerze neben mir wurde schwächer und ich las noch schnell ein Rezept über die Schamgegend.

Malachias hatte mir gleich zu Beginn unserer Reise erklärt, wie der Teufel zu Kindern kam. Satan näherte sich einem Mann als Sukkubus, verführte den Lustbesessenen und gelangte so in den Besitz seines Samens. Dann verließ er den Mann, verwandelte sich in einen Inkubus und begattete dann ein geiles Weib. Dieses brachte einen Wechselbalg zur Welt, das schrecklich anzusehen war. »Denk daran, Cham. Wir sind Mönche ohne Frauen und in den geistlichen Ritterorden wie den Tempelherren oder den Deutschrittern ist das Keuschheitsgelübde eines der wichtigsten. Derjenige Mönchsritter, der dieses Gelübde bricht, muss seine Ordenstracht ablegen und wird ohne Aussicht auf Vergebung verstoßen.«

Von wegen! Ich wusste, dass es auf dem Land üblich war, dass Mönche eine ständige Geliebte und Kinder hatten, aber meine reisenden Brüder hatten sich darauf geeinigt, ohne Frauen zu sein und so erwiderte ich schnell: »Bruder Malachias, ich bin noch Jungfrau und will das nicht ändern. Ich kenne den Korintherbrief des Herrn: ›Qui sine uxore est, cogitat ea quae sunt die, quomodo placeat deo. – Wer keine Frau hat, ist auf die Sache des Herrn bedacht, wie er Gott gefalle.«

»Siehst du, Cham«, fuhr Malachias beruhigt fort, »eine Frau will die Kraft des Mannes spüren, keine Frau

kann zu einem Mann mit einer Erektion nein sagen, selbst wenn sie verheiratet ist oder den Schleier trägt. Ich sage es dir, Cham, der Anblick einer solchen Erektion ist magisch, machtvoll, keine kann ihm widerstehen. Schau dir die wilden Tiere an, das Weibchen steht still und lässt es geschehen.«

Das Bild von Channah und ihren weit aufgerissenen Augen stand vor mir, als Malachias redete. »Und wenn sie anschließend jammern, sie wären missbraucht und mit Gewalt genommen worden, ist es das Jammern, in das Frauen sich retten, wenn sie ihre Wollust wegleugnen wollen. Keine Frau kann man gegen ihren Willen nehmen.«

Ich schaute ihn an und erwiderte ruhig: »Malachias, das Jammern der Vergewaltigten entspringt nicht der Wollust, sondern purer Angst – egal ob Kindern, Frauen oder Männern Gewalt angetan wird. Ich habe es selbst in Worms gesehen.«

Malachias schaute mich kurz an und wandte sich ab. Ich spürte meine Müdigkeit, legte das Arzneibuch unter meinen Schlafplatz und löschte das Talglicht.

Wir kamen durch Felder und Waldland an den Südteil des Königsbistums Speyer, das auf einer Niederterrasse lag. Schiffe und Kähne, beladen mit Holz, Getreide und Heu, zogen an uns vorüber und ließen sich von der trägen Strömung des Rheins zu ihrem Ziel treiben. Aus weiter Ferne schon sah ich das endlos scheinende Gewirr von Türmen, und je näher wir kamen, desto imposanter ragte das gewaltige Bauwerk des Kaisersdoms in der *Metropolis Germaniae* auf. Unter uns wurde ein großes Floß mit einer besonders schweren Ladung von Bausteinen, Kalkfässern

und Wetzsteinen von Zugpferden den Treidelpfad entlanggezogen. Speyer war seit Römerzeit mit einer Mauer umgeben und diese Steine umschlossen die Stadt immer noch. In der Mauer befand sich ein großer Torturm aus neuerer Zeit mit dem Namen Altpörtel, vor dem wir standen. Johannes klopfte dreimal kräftig an die Tür des Turmwächters und trat einen Schritt zurück, damit das Guckloch geöffnet werden konnte. Es verging eine Weile, ehe sich hinter der Mauer etwas regte. Ein Bolzen wurde zur Seite geschlagen und ein alter Wachsoldat kam aus dem Haus. Mit mürrischem Gesicht brummte er: »Euer Begehrt?«

Johannes räusperte sich. »Ich und meine Brüder kommen aus Worms und wollen den Bauherrn des Kaisersdoms in Speyer sprechen. Er erwartet uns.«

»Ja, der Baumeisters sagte etwas über Mönche, als er die Stadt verließ ... Ich erinnere mich, aber er ist weggerannt, genauso wie die Plünderer.«

Die Stimme des Wächters klang mutlos, während er das Falltor hochkurbelte und unser Karren die Pforte passierte. Johannes gab ihm eine Münze. Die Sonne beleuchtete den Dunstschleier aus Holzrauch, der über den Dächern stand, sodass die Stadt von einem goldenen Lichtschimmer umgeben zu sein schien. Mein Herz klopfte vor Aufregung. Jetzt würde ich Abraham ben Samuel ben Kalonymos und Jehuda ben Kalonymos ben Meir kennen lernen. Bedeutende Gelehrte der Kalonymos-Familie, die schon seit Jahren in Speyer lebten und vielleicht etwas über meinen Großvater wussten. Aber die Straße hinter dem Tor zerstörte meine Vorstellung über die ›Hauptstadt Germaniae‹. Tiefe Fahrinnen voll von stinkenden

Abwässern schlängelten sich zwischen den Reihen von Häusern hindurch. Frauen und Kinder kreischten aus offenen Fenstern. Wir gelangten zu einem schmalen Durchgang, der keine zwei Fuß breit war. Es war nicht einmal genug Platz vorhanden, um einen Sarg aus einem Haus zu befördern. Die Träger stellten ihn hochkant auf und schleppten ihn schräg zu einem Karren, der an der Ecke wartete. Wir fuhren an einem schmucklosen Brunnen an der Wand des Gerichts vorbei. Dort drängten sich die Menschen zusammen und starrten auf den Schindanger, den zwei Gesellen säuberten. Ein Tierleichenberg türmte sich auf Reisig, Holz und Strohbindel. Die beiden Gehilfen steckten ihn in Brand und beißender Qualm zog in den Himmel. Schrilles Rattengeschrei ertönte und graue, fette Tiere schossen hervor. Hühner pickten im Abfall herum, der auf der Straße lag, und trippelten aus dem Weg, als wir vorbeikamen. Schweine, eingepfercht zwischen den Häusern, schauten über die Zäune und grunzten. Der Platz vor dem Dom war ein schmales Geviert, eingefasst von der Flanke des Kirchenbaus im Norden, dem erzbischöflichen Palast und dem Hohen Gericht an der anderen Seite. Die Bauhütten, die dort für die Vollendung des Speyerer Doms standen, machten den Platz noch enger.

Johannes starrte auf die prächtige Kathedrale und flüsterte beeindruckt: »Der Speyerer Dom übertrifft bei weitem in seiner Größe das benediktinische Kloster Cluny in Frankreich.«

Wir betraten den dreiteiligen Westquerbau, der sich vor drei lang gezogenen Schiffe legte. Das Bauwerk stand über einer unterirdischen Kirche, der Krypta. Als wir in die Unterkirche hinabstiegen, gelangten wir zu den Ruhe-

stätten der großen Könige und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nationen.

Barabbas, der Spanier, flüsterte ehrfurchtsvoll: »Unter allen Bischofskirchen Deutschlands steht keine den Kaisern und Königen so nahe wie die von Speyer.«

Die Gräber lagen am Ende des Mittelschiffes vor dem Lettner und dem Kreuzaltar. Schließlich stand ich vor dem Grab Philipps von Schwaben, des Stauferkönigs, der vor zwei Jahrzehnten vom bayerischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach erschlagen wurde. Der Grund des Königsmordes war nie geklärt worden. Doch die Vermutungen gingen dahin, dass der Pfalzgraf, verlobt mit König Philipps Tochter, ergrimmt war, weil sie ausersehen war, einen Papstneffen zu heiraten, um so den Frieden zwischen Papst und dem Staufischen Haus zu sichern. Der Papst war glücklich, als er vom Mord des Stauferkönigs und dem gescheiterten Frieden hörte. Stand doch die Stauferdynastie im ständigen Affront zum Papsttum. Sofort unterstützte der Papst einen neuen Gegenkönig, aber Kaiser Friedrich ließ fünf Jahre nach der Ermordung den Leichnam von seinem Onkel in den Speyerer Dom überführen, damit ein weiterer Staufer neben den anderen Kaisern und Königen Deutschlands lag. Als ich aus der Kathedrale trat, blickte ich auf etliche Seile und Umlenkrollen für einen Flaschenzug, der am Baugerüst angebracht war. Die Bauarbeiter standen untätig mit Hammer und Meißel vor dem Gerüst.

Malachias trat vor. »Gibt es auf dieser Baustelle nichts zu arbeiten?«

Ein Zimmermann antwortete ihm. »Das Problem ist nicht die Arbeit, sondern der Steinbruch im Neckartal.

Wir brauchen einen in der Nähe. Selbst Baumeister Rudolf hat die Stadt verlassen.«

Ein kleiner Maurer regte sich auf. »Wir wollen unseren Lohn. Meine Familie muss essen.«

»Richtig! Genau!«, tönte es aus der Handwerkerschar.

Malachias wandte sich an Johannes. »Es gibt keine Arbeit! Wollen wir bleiben?«

Johannes schaute sich um und blickte auf die Männer ohne Arbeit. »Lasst uns weiterziehen.«

Barabbas mischte sich ins Gespräch ein. »Fahren wir zusammen nach Straßburg, dort bekommen wir alle Arbeit. Die Dominikanerkirche in Straßburg wird verschönert und ich weiß genau, dass die Bauhütte noch nicht mit Handwerkern besetzt worden ist.«

Johannes drehte sich zu mir, griff in seinen Geldbeutel am Gürtel und holte zwei Münzen heraus.

Ich hörte, wie Malachias ihm zuraunte: »Wenn wir schnell weiterwandern, erreichen wir bald das Kloster Maulbronn, flugs Hirsau und dann sind wir schon über den Rhein in Straßburg, und du weißt, mit wem du in Maulbronn sprechen kannst! Nutze diese einmalige Gelegenheit.«

Johannes drückte mir die Münzen in die Hand. »Besorge dafür Fleisch und Gemüse, Cham, damit wir unsere Vorräte aufstocken können. Du findest uns im Benediktinerhospital außerhalb der Stadtmauer.«

Er schubste mich in Richtung des großen Platzes, an dessen Ecke eine rote Fahne aus einem Haus hing, die den Markttag anzeigte. Verschiedene Gewerbe boten auf dem Markt ihre Erzeugnisse feil und ich sah, wie ein Mann vor einer Schänke in ein großes Stück Schweinefleisch biss,

das er in den Händen hielt. Blut tropfte erst auf das Kinn sein Kinn, dann auf eine dicke Scheibe Brot. Ekel erfasste mich. Der jüdische Glaube verbot strengstens blutiges Essen und Getränke. Denn im Buch Moses stand: »Jeder, der Blut isst, wird ausgerottet werden aus seinem Volk.« Rabbiner Eleazar erklärte mir dieses Nahrungsgesetz, dass so die Ausbreitung von Krankheiten und Seuchen verhindert wurde.

Ich ging weiter, um helles Hühnerfleisch für uns zu kaufen. Die Tiere gackerten leise, als sie mich gewahrten. Eines der Hühner fixierte mich mit zur Seite gelegtem Kopf. Es sah eigenartig boshaft aus. Der Hühnerschlächter rupfte gerade ein anderes Huhn. Er nahm ein Messer, brach die Beine des Vogels und schnitt die Haut ein, bevor er die Füße abtrennte und die langen weißen Sehnen herauszog. Dann legte der Schlächter den Knochen am Hals frei, trennte den Kopf ab, der ebenfalls im Korb landete und zog die Haut vom Hals. Mit zwei Fingern langte er in den Einschnitt des Hinterleibs, zog die inneren Organe heraus und warf sie auf die Straße. Dann griff er nach dem boshaft aussehenden Huhn, doch das Tier flatterte in den hinteren Teil des Hofes zum leeren Futternapf, was ihm aber nichts nützte. Einige Minuten später war der Vogel zerschnitten, in groben Salzkörnern gewälzt und lag bei den anderen. Ich kaufte vier gesalzene Hühner, Lauch, Rüben, Möhren und blieb bei den Wasserhändlern mit ihren Bottichen und Wasserfässern stehen, um mir mit einer Kelle frischem Wasser den Mund auszuspülen. Am Ende der Gasse stand ein Abfallhaufen, der größer als die Hütten war. Schweine, Hunde und Krähen wimmelten um ihn herum. Am Rand stand eine Ziege, deren Bauch

aufgeschwemmt war und die an einem Stofffetzen fraß. Eine Schar schwarzer Krähen flog krächzend auf und ließ sich auf der anderen Seite des Misthaufens nieder.

In der Stadt Speyer war so etwas wie Ordnung eingekehrt, allerdings die Ordnung eines Militärpostens. Die Soldaten König Heinrichs waren hier gewesen, das war überall zu spüren. Menschen lagen auf dem Boden und schliefen, andere standen in Gruppen beisammen und stritten sich. Irgendwo spielte jemand auf einer Flöte. Ein schreiendes Kind wartete vor der geschlossenen Tür einer Hütte und hämmerte mit der Faust dagegen, während es sich mit der anderen die Augen rieb. Ich rümpfte die Nase. Es stank. Schweigend lief ich durch die Gassen des jüdischen Viertel, die leer waren. Viele der Gebäude standen noch, doch die Menschen, die hier gewohnt und gearbeitet hatten, gab es nicht mehr. Von einigen Gebäuden war nur verkohltes Gebälk und rußgeschwärzter Schutt übrig, andere waren abgetakelte Kolosse mit herausgebrochenen Fenstern und Türen, die meisten jedoch befanden sich noch weitgehend im selben Zustand wie zuvor, bis auf den Umstand, dass alles im Zuge der schnellen Plünderungen ausgeräumt worden war.

In der rechten Biegung einer Straße stand ich plötzlich einem Haufen nackter und verrenkter Leichen mit teilweise abgehackten Gliedmaßen gegenüber. Ich blieb erstarrt stehen. Ein Speyerer Rathausbüttel strich mir beruhigend über die Schulter. »Das waren die Kreuzritter vor wenigen Tagen. Sie haben ungefähr fünfzig jüdische Menschen erschlagen. Doch das Leben geht weiter.«

Ich hielt ihn auf. »Was ist mit der Kalonymos-Familie?«

Er zuckte die Schultern. »Alle Juden von Speyer haben die Stadt verlassen. Vielleicht waren die Juden, die du suchst auch darunter.«

Er ging weiter. Ich stierte auf das ausgebrannte Viertel. Mein Kopf war leer. Langsam stürmten Gedanken auf mich ein. Tod! Sterben! Mord! Überall das gleiche Bild. Vorsichtig sah ich mich um. Niemand beachtete mich und ich schlich in das ausgestorbene Quartier. Vor einem ausgebrannten Steinhaus, dessen Wände vor dem Einsturz standen und dessen Gebälk schon längst hätte zusammenbrechen müssen, blieb ich stehen. Eine klapprige, aus den Angeln gehobene Tür lehnte nur halb gegen ihre ursprüngliche Türöffnung und für einen Moment stand ich wieder mitten in meinem Zuhause. Das Dach des einstmals prächtigen zweigeschossigen Steinhauses war eingestürzt, die Fensterhöhlen gähnten schwarz im Mauerwerk. Über einen Gang aus geborstenen Steinfliesen gelangte ich in einen ausgebrannten Raum, auf dessen Boden eine kleine Armbrust lag. Bogen und Kolben waren aus wertvollem und biegsamem Ahornholz geformt. Als ich die kräftige Tiersehne spannte, ging es leicht und meine Finger tasteten nach einem Bolzen. Die Armbrust fest gegen meine Brust gepresst, drückte ich den Abzug und sofort fuhr der Bolzen blitzschnell in die Wand. Aufmerksam wog ich den geschwungenen Holzbogen in der Hand und strich über das mit Leinöl imprägnierte Holz. »Du wirst mein Liebling sein«, sprach ich in Gedanken. Ich steckte meinen neuen Schatz in meinem Leinensack zwischen die gepökelten Hühner und stakste durch die enge Straße, die nach Feuchtigkeit und Schimmel roch.

Als ich mich zurück auf die Straße drängte, wo sich eine große Anzahl von Menschen versammelt, rief mir ein Schmied zu: »He, Kleiner, nimm die Spitzen, damit kannst du gute Pfeile herstellen.« Er warf mir die Eisenstücke hinterher. Ich sammelte die Stücke auf und eilte zum Kaiserdom zurück.

Dort stand auf dem Domplatz ein Ritter mit einem roten Kreuz, hielt sein Schwert hoch und brüllte: »Die Kirche lebt! Und wir zerstören ihre Feinde! Ketzer, Juden und Andersgläubige.«

Ich traf Eco, der den Ritter düster anstarrte. Er zog mich fort. »Komm, ich führe dich zum Hospital.«

Er nahm eine Abkürzung über den Friedhof, um schneller zum Hospital der Benediktiner zu gelangen. Ich blickte mich um. Die Friedhöfe der Christen waren in der Tat alles: Treffpunkt für Zünfte und Gilden. Ein Ort, an dem Müßiggänger flanierten und Bettler und Dirnen sich herumtrieben. Spaziergänger kamen und gingen, manche um ein Wunder zu erleben, andere nur aus Neugierde. Ein Priester hielt von einer Bühne aus Holz seine Predigt und so war das Bild, das sich mir aufdrängte, keineswegs das eines Garten des Friedens, sondern das eines Tummelplatzes. Ein Ort der Begegnung und Zerstreung. Ein Ort des Totentanzes. Aber wenigstens bekamen die Toten einen Ort.

Schließlich gelangten wir durch enge, schmutzige Gassen zum Heilig-Geist-Hospital. Es war ein dreistöckiges Wohnhaus neben einer Abtei. Das Tor belagerten Bettler, die nicht in den gepflasterten Hof hineinkamen. Dort reichte ein müder Bruder in der braunen Kutte der

Franziskaner den Bettlern Roggenbrot. Mindestens hundert junge und alte Bettler drängten in Lumpen gehüllt an den großen Tisch mit dem Eisenbottich, um auch etwas von dem dampfenden Gemüseintopf abzubekommen.

Eco murmelte leise: »Die Armen haben mit der Sünde der Völlerei nichts zu schaffen, denn sie haben nie, was sie brauchen, denn das, was sie in ihrer Not haben müssten, das verschlingen die feudalen Vielfraße in ihrer maßlosen Gier.«

Malachias zischte ihm leise zu. »Halt den Mund! Du weißt, was sie mit Ketzern und Katharern machen!«

Er blickte sich nach Barabbas um, doch der Dominikaner war nirgends zu sehen. Bei den Bettlern und Obdachlosen handelte es sich um ehemalige Soldaten aus den Kreuzzügen, die an ihren Kriegswunden litten. Einem war das Gesicht mit kochendem Öl verbrüht worden, anderen fehlte die Nase oder das Auge, Beine und Armstümpfe wurden von behelfsmäßigen Krücken gestützt. Ein Mann verströmte einen strengen Geruch. In seinem Haar wimmelte es von Läusen. Eco gesellte sich zu Johannes, der neben dem müden Franziskanermönch am Tisch im Hof stand. Eco griff nach einer Kelle und zusammen verteilten sie Eintopf und Brot. Auch Bernhard von Hirsau eilte ihnen zu Hilfe und fasste nach einer Kelle. Der Franziskaner hob seinen Kopf und lächelte glücklich. »Danke!«

Johannes antwortete ihm: »Geh schlafen!«

Ich schob mich durch die Menge und erschrak. Mein Blick schweifte über die schäbigen Hütten, die Ratten, die dazwischen umherschossen, die dünnen, ausgemergelten Menschen in zerlumpten Kleidern.

Malachias neben mir sprach leise: »Wer einmal hier gelandet ist, für den ist schwer, wieder in die Stadt zu kommen.«

Meine Schritte wurden träge und ich ließ meine Schultern hängen. In der Ecke des Hospitals verbarg sich eine Gruppe von ehemals wohlhabenden Bürgern. Auf ihren abgetragenen Kleidern war ein gelber Fleck aufgenäht. Sie waren aus dem Judenviertel vertrieben worden und versuchten jetzt, im Hospital Unterkunft zu bekommen. Ich ging auf sie zu und ein kleines Mädchen mit rotverschmierter Nase und dunklen Zöpfen kam näher und drückte sich vertrauensvoll an mich. Sie zeigte mir ihre Schreibtafel, und ich erkannte das hebräische Alphabet mit seinen Buchstabenwerten. Die Ziffer 1 für den Buchstaben א/Aleph bis zur Zahl 9 für den Buchstaben ט/Tet; die Zahl 10 für den Buchstaben י/Jod bis zur Zahl 90 mit dem Zeichen ז/Zade; und die Werte von 100 – פ/Koph – bis 400 – ט/Tav.

Die Kleine trug einen Umhang über einem dünnen Kleid, keine Strümpfe und ihre Beine steckten in viel zu großen Holzpantinen. Ihre Augen waren beinahe schwarz und das Gesicht fleckig gerötet.

»Hast du etwas zu essen für mich?«, fragte sie leise. »Ich habe solchen Hunger!«

»Ich auch«, erwiderte ich und schämte mich im gleichen Augenblick. Die Kleine war krank. Ein Auge eiterte und die Stimme war ganz heiser.

»Warte! Du bekommst etwas von meinem Huhn.«

»Huhn?« Auf einmal klang die Kleine munter. »Richtiges Fleisch?«

Sie stülpte die Lippen vor und versuchte ein Lächeln. Ich nahm ein Stück des gesalzenen Hühnerfleisches aus meiner Tasche.

»Ich habe kein Messer hier ...«, begann ich unschlüssig. »Und kein Stück Brot.«

Das Mädchen schmiss ihre Buchstabentafel weg, riss mir das gesalzene Stück Fleisch aus der Hand und fiel wie ein hungriges Tier darüber her. »Ich brauche kein Messer«, sagte sie mit vollem Mund, ohne die Beute auch nur einen Augenblick freizugeben.

»Was ist passiert?«, fragte ich sie leise.

»Die Tempelritter haben den Speyerer Judenhof überfallen«, kam es zwischen den Bissen aus ihrem Mund.

Ich fasste an meine Kehle. »Was ist mit der Kalonymos-Familie?«

»Sie sind alle tot. Du bist schon der zweite, der nach ihnen fragt.« Die Kleine würgte etwas von dem Hühnerfleisch wieder hervor.

»Wer hat noch gefragt?« Ich starrte sie leicht angewidert an.

Zwischen zwei tiefen Atemzügen antwortete sie mir. »Es waren Händler aus dem Frankenland.«

»Gojes?«, bohrte ich weiter.

»Nein, jüdische Händler aus Troyes«, widersprach sie mir.

»He, langsam, langsam, sonst wird dir schlecht. Wie lange hast du nichts mehr gegessen?«, verhörte ich sie.

Sie kaute weiter und versuchte, nach meiner Tasche zu greifen. »Seit Tagen!« Dann hielt sie inne und berührte meine Hand. »Gott segne dich.« Plötzlich schien sie ein Krampf zu schütteln. Sie beugte sich nach vorn und er-

brach, was sie gerade gierig in sich hineingeschlungen hatte. Stöhnend richtete sie sich auf.

»Du glühst ja!« Ich berührte ihre Stirn. »Du hast hohes Fieber und musst sofort ins Bett! Wer kümmert sich um dich?«

»Ima und Aba sind in den Tod gegangen, Kiddusch ha-Schem – die Heiligung des Gottesnamens –, und ich bin weggelaufen«, brach die Kleine jämmerlich hervor. »Ich habe niemanden, der sich um mich kümmert, jetzt wo ich Christin bin.« Sie war elf oder zwölf Jahre alt.

»Die anderen Überlebenden hier sind auch Übergetretene?«, forschte ich.

»Ja, sonst dürften sie im Hospital nicht übernachten und wir wären nicht mehr am Leben«, entgegnete sie zitternd.

»Wer waren die Händler aus Troyes? Erinnerst du dich?«, forschte ich sie aus. Das Waisenkind bemerkte es gar nicht, so glücklich war sie, über das Geschehene reden zu dürfen.

»Es waren Männer der Ben-Salomon-Familie. Sie haben nach einem Rabbiner gefragt ... ich friere. Meine Füße sind schon ganz taub, und mein Bauch fühlt sich an, als wären Steine drin. Nimmst du mich mit?«, unterbrach sie das Verhör.

»Nach welchem Rabbiner?«, stoppte ich sie ungeduldig. »Eleazar aus Worms. Er war mit den Tempelrittern von König Heinrich in Speyer. Speyer hat wie Worms den Eid verweigert. Aber nach dem Gemetzel gab Bischof Konrad von Scharfenberg den Tempelrittern nach und sie haben den Judenhof geplündert.«

»Was geschah mit Rabbi Eleazar?«, fragte ich erregt.

»Ich weiß es nicht«, kam es kläglich von der Kleinen.

Ich bewegte mich hin und her. »Ich kann dich nicht mitnehmen.«

»Aber du bist doch ein Christ und ein junger Ritter und ich bin krank«, flüsterte sie. Ihre Zähne schlugen aufeinander. »Mein Hals tut mir so weh. Lass mich nicht allein – bitte!«

»Wie heißt du?«, forschte ich.

»Judith – aber jetzt heiße ich Magdalena«, flüsterte sie ängstlich.

Ich hob ihre Buchstabentafel auf, gab sie ihr und wandte mich an die anderen Überlebenden, die in der Ecke hockten. »Habt ihr hier in Speyer ein Findelhaus?«

Eine schlanke Frau antwortete. »Ja, hier in der Nähe. Es ist ein von den Nonnen betreutes Kloster.«

»Kannst du sie dorthin bringen?«, erkundigte ich mich bei der schlanken Frau.

»Ja«, erwiderte sie.

Ich schob die Kleine zu der Frau hin und gab den beiden alles aus meinem Vorratssack. Ich hörte einen Aufschrei des Glücks und Dankesworte. Schnell wandte ich mich ab.

Die Brüder warteten schon auf mich. »Wir werden draußen vor dem Hospital übernachten.« Malachias, Eco, Bernhard und Barabbas nickten stumm zu Johannes' Entscheidung und ich half den Mönchen, unser Lager in einem brachliegenden Feld aufzuschlagen. In der Mitte des Feldes – als Grenzmarkierung wie als Windschutz – erhoben sich Sträucher und eine kleine Gruppe von Weiden, die um einen freien Platz herumwuchsen. Als Malachias Pfähle für ein Zelt aufsteckte, griffen schmale Kinder-

finger in seine Tasche und versuchten seine Geldkatze vom Gürtel zu schneiden. Gleich darauf blitzte Malachias' Dolch am Hals des kleinen Diebes.

»Der Tod klopf dir auf die Schulter. Auf Diebstahl steht der Strang. Aber wie schon Bernard von Clairvaux ›im Innersten von den Armen der Weisheit empfangen‹ wurde und auch der heilige Augustinus ›göttliche Liebe in höchster Reinheit‹ verspürte, bin ich dir in Liebe verbunden und lasse dich gehen.«

Sofort rannte der Kleine weg und Malachias steckte seinen Dolch ein. Er erkundigte sich, ob ich die Vorräte nachgefüllt hatte und als ich mit einem leisen Nein antwortete, hob er seine Augenbraue.

»Ich habe bedürftigen Waisen und Obdachlosen unsere Vorräte geschenkt«, stotterte ich.

Malachias nickte verstehend. »Ja, mit Freuden sollten wir den Bedürftigen helfen und Speyer hat genug davon. Wir werden unsere Vorräte unterwegs auffüllen. Geh schlafen!«

»Malachias«, flüsterte ich.

»Ja, Cham?«, kam es ungnädig von ihm.

»Darf ich mit euch nach Straßburg reisen?«, fragte ich aufgeregt.

Malachias kroch ins Zelt. »Ja, natürlich. Warum fragst du?«

»Ich wusste nicht, dass es selbstverständlich ist«, erwiderte ich und krabbelte erleichtert zu ihm ins Zelt.

Er brummte: »Wir werden Rast in Maulbronn machen«, und gleich darauf, noch während die anderen ins Zelt hineinkrochen, war sein Schnarchen im Zelt zu hören.



4. KAPITEL CAP. IV

Jerusalem

Es wurde viel vom Antichrist gesprochen. Einige Erzählungen waren nichts weiter als Geschichten, die man weitergab, um kleine Kinder zu erschrecken und unwissende Bauern davon abzuhalten, allzu weit entfernt von den Ländereien ihrer Lehnsherren leben zu wollen. Andere jedoch enthielten im Keim eine schreckliche Wahrheit, für die ein hoher Preis zu entrichten war, der sogar die Reichtümer der Wohlhabendsten vernichtete, der dem Mächtigen die Kraft raubte und die Seele des Unerschütterlichsten befahl. Der Antichrist war der Herr über das Schattenreich der Diebe, Räuber, Mörder, Heiden, Ungläubigen, Entführer und Sklavenhalter. Er, der einen Sterbenden in ein versiegeltes Fass sperrte, um zu sehen, ob seine Seele entkäme, der Menschen lebendig ausweidete um ihre Verdauung zu studieren, und Kinder stumm versorgen ließ, um zu sehen, wie sich ihre Sprache entwickelte, wollte über das Christentum regieren und verlangte Tribut von seinen Untertanen im Heiligen Römischen Reich und auch im Heiligen Land. Es wird erzählt, dass nicht alle Sklaven des Letzten Kaisers Menschen waren, dass ihm in den dunklen Wäldern des

Deutschen Reiches entstellte Wesen Treue schworen. Der Antichrist war kein Mensch, sondern ein Geschöpf zerstörerischer Kräfte, ein Dämon, der in die Welt gesetzt wurde, um die Saat der Fäulnis und des Verfalls zu säen und die Bastionen der Menschheit zu schwächen, um so den Weg für den nächsten Vorstoß des großen Drachen zu ebnen. Er nutzte die Zeichen der Zeit und rief Armageddon aus. Denn wie unser Herr Jesus Christus verkündete: Die Apokalypse, der Tag des Jüngsten Gerichts, und das Himmelreich standen bevor!

Ordentlich rückte ich das rote Stoffkreuz über meinem Herzen auf seinen richtigen Platz. Ich war nach vierstündigem Schlaf eine Stunde nach Mitternacht aufgestanden, um die Vigilien zu halten. Wir Krieger Gottes priesen den Weltenlenker siebenmal am Tag. Nach dem Sonnenaufgang wurde die Prim gebetet, danach folgten Terz, Sext, die heilige Messe, Non und Vesper und schließlich beendete die Komplet den Tag. Seit dem Aufruf des Heiligen Vaters Urban II. zum Heiligen Krieg sorgten die geistlichen Orden der Cluniazenser und Dominikaner für die Ritter, die ins Königreich Jerusalem zogen. Die Hunde des Herren, wie der Volksmund die Dominikaner nannte, bewirtschafteten die Lehen der Kreuzritter und nahmen dafür ihre Güter und ihr Eigentum als Pfand. Ausgenommen von dieser brüderlichen Sorge war der Orden der Tempelritter, was viel Unmut unter den Dominikanern hervorrief. Sie beschäftigten auch eine Menge von Vaganten und Minnesängern, Gauklern und Komödianten, die in die entferntesten Winkel des Rheinlands entsandt wurden, um für den Heiligen Krieg des Papstes und seine Inquisition zu werben.

Als ich als Ritter des Tempelhofes das Bistum Speyer eroberte, war es dieselbe Stadt wie seit Jahrhunderten. Die Felder waren grün und an den Weinstöcken zeigte sich erstes Laub. Im Auwald blühten die Anemonen, und vom Rheinfluss kam eine Brise.

Dort bauten wir Tempel und die Kampftruppen König Heinrichs unser Lager auf. Überall zwischen den Zelten saßen Soldaten herum, setzten Schwerter und Kettenhemden instand, flickten Joppen und Beinkleider oder reparierten ihr Kriegsgerät. Die größten Probleme unseres Abzuges aus Worms waren menschlicher Art und stanken gen Himmel. Abfälle und Unrat sammelten sich am Rande der Zeltplätze in hölzernen Bottichen und Behältern, wo sie einen bestialischen Gestank absonderten. Wegen der entgangenen fetten Beute aus der Bischofsstadt Worms und der mageren aus Speyer blickte ich in ausnahmslos unzufriedene Gesichter. Es war Zeit weiterzuziehen.

»Wir marschieren nach Straßburg«, rief ich den Soldaten zu und sie johlten vor Begeisterung auf. Jetzt schnitt ein Spaßvogel im Lager gefangenen Männern aus dem Judenviertel ihre Kleider auf. Sie mussten mit entblößten Gesäß loslaufen und die Soldaten hielten brennende Fackeln unter ihre Hintern. Etliche Steine pffiften den weglaufenden Gefangenen hinterher, die unter lautem Gebrüll das Weite suchten. In der Dämmerung stiegen Qualmsäulen aus dem Judenviertel empor und legten sich auf die Dächer von Speyer. Ich stieg vom Pferd und schritt zum Zelt meines Freundes Hassan, der den Rabbiner gefangen hielt. Seitdem wir das jüdische Viertel in Speyer geplündert hatten, saß er im Gebet versunken und

wimmerte vor sich hin. Ich hörte mir seine Beschwörungen an.

»Der Schöpfer אֵין סוֹף/Ain Sof ist die Ursache der Ursachen. Eins ohne ein Zweites, Eins, das nicht gezählt werden kann. Gott existiert, weil das Unendliche bereits ein vorstellbarer Begriff ist, der nicht bewiesen werden muss. Die Zahl eins steht für sich selbst und ist der Anfang aller Zahlen.«

»Alter Mann«, antwortete ich, »Jesus Christus ist mein Hirte. Er bringt mich auf grüne Wiesen und führt mich zum frischen Wasser. Er labt meine Seele. Er bringt mich auf den rechten Weg und sollte ich auch im finsternen Tal des Todes wandern, so bin ich doch vor allem Übel geschützt.«

Der Rabbiner schaute mich mit traurigen Augen an. »Darum tötest du? Höre, Ritter, die Taten des Menschen und nicht das göttliche Handeln bestimmen den Lauf der Welt. Gott ist nur in seiner Abwesenheit fühlbar. Er ist verborgen, zeigt sich aber auf verschiedene Arten, was ganz vom Tun der Menschheit abhängt. Was du als Gott bezeichnest, ist nicht Gott, sondern eine Manifestation. Es gibt nur einen Zustand, indem du Gott nahe bist, und das ist, wenn du liebst.«

Erbost flüsterte ich: »Wenn die Seele tief über die Gottesfurcht nachsinnt, so flammt die Herzensliebe in ihr auf, und der Jubel innerlicher Freude erquickt das Herz. *Credo in unum Deum*. – Ich glaube an einen Gott: Jesus Christus und seine Kirche!«

»Darum tötest du? Weil du liebst? Du tötest niemals, das was du liebst!«

»Jesus Christus ist das Heil! Ich bin sein Schwert.«

Der Rabbiner schaute mich lange und eindringlich an. »Gott ist Unendlich! Du kennst den Weg?«

»Jude!« Ich baute mich vor ihm auf. »Wo ist der Gral?«

Der Rabbiner wandte mir den Kopf zu. »Suche die Antwort in deinem Glauben!«

Ich spielte mit meinem Schwert. »Vielleicht hast du Recht.« Hassan hievte den alten Rabbiner auf ein Pferd und wir zogen los in Richtung Straßburg.

Gegen Mittag befanden wir uns in der Kaiserpfalz Hagenau. Dort ordnete ich einen Lagerplatz an. Die Zeit drängte. Er erwartete mich. Ich ging einen Pfad im sumpfigen Gelände. Die silbernen Sporen meiner schlammverkrusteten Reitstiefel klirrten, als ich den schmalen, muffigen Geheimgang betrat. Überall roch es nach Moder und Schweiß und der Boden war schlüpfrig. Einige Male musste ich über Hindernisse zu klettern, bis ich innerhalb der Stadtmauer von Hagenau auf einen Weg kam, der zur königlichen Unterkunft führte. Das Haupttor stand offen und die Wache ließ mich passieren. Im inneren Burghof waren Stallburschen, Hausknechte und Hufschmiede mit ihren Pferden beschäftigt. Diener schleppten große Brocken von frischem Fleisch in die Küche. Mit Holzschwertern bewaffnete Kinder versuchten eine kreischende Gans zu bekämpfen. Ein Bediensteter gab mir ein Zeichen und führte mich die Treppe hinauf in eine geräumige Halle. Bunte Wandteppiche schimmerten in goldenen und silbernen Motiven; schwere Seidentücher lagen auf Tischen, über Stuhllehnen und über den massiven Wandschränken. Juwelenbesetzte Becher funkelten im Licht und silberne Teller mit Edelsteinen am Rande türmten sich auf Truhen und Schränken. Von der Galerie aus erreichte ich

in eine kleine Kammer, wo ich einem Mann mit rötlich blonden Haaren in einem scharlachrot gefärbten Obergewand antraf. Heinrich, der deutsche König, ein kleiner, schlanker Mann mit ebenmäßig geschnittenem Gesicht, wärmte seine Hände über einer Kohlenpfanne. Ein wenig geckenhaft wirkte er in seinem kurzen Mantel aus Seide, Kamelhaar und Goldfäden, den ein Marderpelz säumte. Dazu trug er rote Stiefel aus feinstem Ziegenleder. Ein Diener reichte ihm einen prächtigen Wanderfalken, der sich auf Heinrichs Handgelenk niederließ. An den Fesseln des Tieres klangen Glöckchen und der König fütterte ihn liebevoll mit saftigen Fleischstückchen und strich ihm immer wieder über die Brustfedern.

»Ich behalte den Rabbiner!«, stellte ich vernehmlich meine Forderung.

»Nein!«, entgegnete Heinrich und hielt mit der Liebkosung seines Falken inne. Er blickte mich direkt an. »Ihr verliert die Schlacht in Worms und fordert? Mein Vater forderte auch viel. Und ihr Templer genießt so viele Freiheiten und Privilegien, dass euer Stolz und Hochmut Kaiser Friedrich die Waage halten kann.«

Ich lauschte seinen Worten und kniete mich schließlich vor ihm nieder. »Mein König, Ihr wisst, der Papst wird eure Exkommunikation nicht zurücknehmen, wenn ihr der Inquisition nicht zu Willen seid. Solange Ihr die Gerechtigkeit Gottes auf Erden ausübt, müsst Ihr auf die Inquisition hören. Ihr werdet nicht länger König sein, wenn Ihr dem Papst nicht gehorcht.«

Heinrich knabberte an einem Stückchen loser Haut an seinem Ringfinger und zog mit den Zähnen daran, bis

er es sich schmerzhaft aus dem Fleisch riss und Blut hervorquoll. Der Falke öffnete gierig seinen Schnabel.

»Wie war es möglich, Bar le Dac, dass ihr Worms nicht einnehmen konntet?« Mit diesen Worten reichte Heinrich mir seinen Falken und ich streichelte das goldbraune Federkleid des schönen Tieres.

»Die Bürger Worms haben sich tapfer verteidigt und ich musste mich mit allen Bischöfen des Rheinlandes einigen. Schließlich legte der Bischof von Speyer den Königseid ab und Worms wird dies auch tun.«

Heinrich schaute mich lange an. »Und Ihr habt mich nicht verraten?«

Kalt lächelnd antwortet ich: »Bedeutender als Worms ist Straßburg und Bischof Berthold von Teck. Euer Vater Kaiser Friedrich überließ Teck die Rechte für Münze, Zoll, Marktverwaltung und Gerichtsbarkeit und machte damit den Bischof von Straßburg reicher als Euch, den deutschen König.«

Jetzt klopfte sich Heinrich erregt an die Brust. Der Falke auf meiner Hand beobachtete ihn mit seinen großen, dunklen Augen ruhig.

»Mein Vater, der Narr! Bischof von Teck gehörte zu den zwei Reichsfürsten, die als erstes auf die Seite des Papstes traten, als der Kaiser gebannt wurde.«

Ich musterte Heinrich und beeilte mich hinzuzufügen: »... und der andere Reichsfürst war euer Vormund Ludwig der Kelheimer, der Herzog von Bayern, der auf der Donaubrücke ermordet wurde, worauf ihr euch für volljährig erklärtet und die Königsherrschaft an euch nahmt.«

Der Falke bewegte sich unruhig, als ich ihn Heinrich überreichte und der König ihm ein weiteres Fleischstückchen hinhielt.

»Mein Vater hat mich im Jahre des Herrn 1216 nach Deutschland gebracht. Ich bin König von Deutschland. Ihr wollt nach Straßburg zu den Dominikanern – zu euren besten Freunden?« Heinrich beäugte mich aufmerksam.

Ruhig erwiderte ich: »Der städtischen Verwaltung in Straßburg geht es schlecht. Bischof Berthold ist ein Verschwender. Viele Kaufleute haben vom Stadtherrn noch große Summen Geld zu bekommen und wo es Schuldner gibt, gibt es auch Auftraggeber.«

Heinrich reichte seinem Diener den Falken und begann, unruhig im Raum auf und ab zu gehen.

»Der Gemeindeboden in Straßburg gehört dem Bischof und er muss mir Abgaben zahlen. Bis jetzt habe ich sie noch nicht erhalten. Euer Vorschlag, Straßburg mir unterzuordnen, scheint ein brauchbarer Gedanke zu sein. Außerdem könnt ihr in Straßburg das Nest der Dominikaner ausbrennen. Sie haben eine Goldtruhe in ihrer vorübergehenden Kapelle und stehen treu hinter Kaiser Friedrich.«

Ich strich mir ruhig durchs Haar und glättete meine Zöpfe. »Wir Templer gehorchen dem Heiligen Vater und nur ihm. Genau wie die Dominikaner! Dem, was er beschließt, unterwerfen wir uns bedingungslos«, antwortete ich.

Heinrich schlug heftig auf den Eichentisch. »Die Dominikaner und die Inquisition fühlen sich zu sicher in der Kaiserpfalz zu Hagenau! Wir werden ihnen die Ruhe neh-

men. Jeder weiß, der Kaiser hasst Papst Gregor IX. und will ihm schaden.«

Ich nickte Heinrichs Vorschlag zu. »Es ist wahr! Unsere Beute reicht nicht für den Kampf gegen den Kaiser und die Bischöfe. In den Städten halten sie ihm im Geheimen die Treue. Das Gold der Dominikaner kann etwas bewirken und die Papsttreuen werden leidenschaftlich gegen Friedrich kämpfen, wenn sie glauben, dass er gegen sie vorgeht. Für diesen Streich aber bleibt der Rabbiner bei mir. Das ist meine Bedingung.«

Heinrich lächelte befreit, als er verstand, dass ich mein Augenmerk auf etwas richtete, das in seinem Machtbereich lag. »Rabbiner Eleazar aus Worms wird meinen Kampf gegen Kaiser Friedrich bezahlen. Er wird bei mir bleiben«, erwiderte er, genussvoll in eine Traube beißend.

»Er gehört mir!« Ich blieb ruhig, als ich meine Forderung erneut hervorbrachte.

Heinrich lächelte: »Denkt daran, was wir jetzt besprochen haben. Ich werde beide, den Rabbiner und den Assassinen hängen lassen, wenn Ihr mir nicht gehorcht.«

»Wozu braucht Ihr den Rabbiner?«, stieß ich hervor.

Heinrich lächelte. »Ich brauche ihn. Er wird für mich in Straßburg einen Wechsel für die Reichskleinodien ausstellen.«

Beharrlich erwiderte ich: »Ich brauche ihn auch!«

Heinrich hob eine Augenbraue und musterte mich von Kopf bis Fuß. »Seid ihr so hartnäckig, weil es um den Heiligen Gral geht?«

»Ja«, antwortete ich und Heinrich fuhr gemein lächelnd fort. »Steht der Gral nicht für eine geheime Kirche,

die nach Josef von Arimathäa die Fischerkönige verkörpern und Ketzer sind?«

Arrogant zog er seine Braue hoch und ich versetzte verstimmt: »Der heilige Josef sammelte die gesegneten Dinge Gottes und brachte sie zu einem Ort im *Templum Domini*. Er ließ die Kammer des Tempels durch einen gewaltigen Felsbrocken schützen. Der römische Imperator Titus zerstörte den Tempel und damit den Zugang zu den heiligen Reliquien. Erst wir Templer sicherten wieder alles Göttliche. Wir sind die Fische und unser Gott ist der Fischer. Wenn die Zeit gekommen ist, werden wir alle in sein Netz schwimmen. Der Gral ist seine Kraft, seine Energie und Macht in höchster Vollendung.«

Heinrich erwiderte scharf: »Der Gral ist vermutlich der meist gesuchte Schatz in der Geschichte der Menschheit. Ich weiß, dass Ihr glaubt, der Einzige zu sein, der darauf Anspruch hat.«

Meine Hand fuhr jetzt zu meinem Schwertheft. »Der Wert des Grals liegt in seiner Inschrift, die unser Heiland auf dem Kelch anbrachte, und in seinem Blut, das in diesem Kelch aufgefangen wurde. Das ist sein Schatz!«

Heinrich starrte auf meine Hand, die den Schwertknauf umklammerte und sagte: »Der Rabbiner bleibt bei mir, solange bis ich das Gold der Dominikaner habe.«

Ich drehte mich abrupt um und verließ grußlos den Raum. Heinrich brüllte mir hinterher: »Denkt an das Gold, wenn ihr in Straßburg seid, sonst sind der Jude und der Assassine tot.«

Ich donnerte von der Treppe zurück: »*Templum omnium hominum pacis abbas esse* – Der Tempel des Friedens ist unter allen Menschen.«

Ich war zurück auf dem engen Pfad zum Lagerplatz. Der Wald lichtete sich und ging in niedriges Gestrüpp über. Das Abendlicht beschien das Weidetal, in dem wir lagerten. Ich ging direkt in das Zelt des syrischen Assassinen und musterte meinen Freund. Jeder wusste, dass dieser Assassine gefährlich war – hochgewachsen, schlank und breitschultrig. Er war von Kopf bis Fuß in Weiß gekleidet. Weiß und Rot waren die Farben der Assassinen und auch die Farben der Tempelritter. Hassan Ibn Sabbah wachte über den alten Rabbiner. Das arabische Wort Assassin stand für Wächter oder Hüter. Sie hüteten und bewahrten geheimes Wissen.

Leise gab ich ihm Bescheid. »Ich muss in die Diözese Mainz. König Heinrich will uns betrügen. Ich reite alleine, und du bringst den Rabbiner nach Straßburg. Pass auf, Heinrich braucht Gefangene, um Gold und Macht zu erpressen.« Der Assassine nickte kurz.

Ich ritt auf der ungepflasterten Landstraße gen Norden. Im Osten stieg über den Hügeln die Sonne auf, vertrieb den Dunst aus den Tälern und kündigte einen heißen Tag an. Die Luft regte sich kaum und am Himmel war weit und breit keine Wolke zu sehen, die mir ein wenig Schutz vor der Sonne hätte bieten können. Und so dauerte es nicht lange, bis mir der Schweiß von der Stirn rann. Meine Haare klebten am Kopf und wenn ich mir die Hand in den Nacken legte, war sie nass. Ich sehnte den Abend mit seiner Abkühlung heran.

In der Dämmerung schlug ich mein Lager in den Ruinen eines alten römischen Gutshauses auf, das ein Stück abseits der Straße nach Alzey lag. Längst war das ziegel-

gedeckte Dach eingestürzt, doch waren über dem größten Raum neue Balken und Latten angebracht, auf der eine frische Ton-Lehm-Mischung trocknete. Es konnte noch nicht lange her sein, dass sich jemand hier aufhielt. Aus den Kotresten am Boden schloss ich, dass das Gebäude zuletzt als Stall diente. Ich machte ein Feuer nahe der Tür, damit der Rauch abziehen konnte.

Es war still, gespenstisch still. Als ich den Kopf umwandte, hing neben mir kopfüber ein Leichnam mit blutiger Wunde an der Stirn. Sein linkes Bein war angewinkelt. Die langen, rotblonden Haare schleiften über den Boden und er lächelte mich starr, aber siegessicher an. Ich fühlte den Drang mich umzudrehen, konnte es aber nicht. In meinem immer wiederkehrenden Alptraum irrte ich über eine Sanddüne, und Schatten trieben mich voran. Kein Lebenszeichen war zu erkennen, als ich auf das große Burgtor der ägyptischen Hafenstadt Damiette zuging. Die unverriegelte Pforte stand halb offen. Ich stieß die Tür ganz auf und betrat das dunkle, zerstörte Gebäude. Auf dem sandigen Boden in der Mitte des Innenhofs hockte ein Adler. Und plötzlich war da ein zweiter, ein kleinerer Greifvogel und stolzierte umher. Es entbrannte ein Kampf zwischen den beiden. Mit ihren Schnäbeln, Krallen und messerscharfen Klauen hieben sie aufeinander ein. Der Falke unterlag dem Adler und legte in einem Winkel des Gemäuers ein schwarzes, großes Ei. Während der siegreiche Adler stolz seinen Kopf hob, brach die Schale und eine grässliche Bestie entstieg ihr. Der große Drache der Weissagung! Zwischen seinen Federn und den kräftigen Flügeln stachen schwarze Borsten hervor. Sein Schnabel war groß und scharf. Auf dem Kopf trug der Lindwurm eine

goldene Krone. Seine Augen aber waren rubinrot und hatten einen grausamen Blick. Und schon trug mich mein Traumbild auf eine andere Lichtung. Dort tummelte sich ein schwarzer Löwe mit einer sanften Möwe. Die Wiese war saftig und es roch nach Salbei und Rosmarin. Doch plötzlich bedrängte der Löwe die Möwe und wollte sie von der Lichtung jagen. Sie aber schwebte empor und ließ sich auf seinem Nacken nieder. Der Löwe warf sich hin und her. Es gelang ihm nicht, sie vom seinem Rist zu werfen, aber ehe der Löwe den Rand der Lichtung erreichte, brach die Erde auf und klaffte wie eine hässliche Wunde auseinander. Ein Höllenschlund tat sich auf und der Löwe fiel und ich mit ihm in die Tiefe. Ich stürzte mit ungeheurer Geschwindigkeit in den Abgrund. Im Fallen spürte ich, dass meine Kleider heruntergerissen wurden, dann fiel mein Fleisch von mir und schließlich blieb nur noch mein Kopf übrig. Mein Körper löste sich in Stücke auf und ich blickte in die rubinroten Augen des Roten Drachen. Meine Geschwindigkeit nahm ab. Ich begann hin und her zu schaukeln wie ein fallendes Blatt. Dann verlor auch mein Kopf sein Gewicht und alles, was von mir übrigblieb, war ein körnchengroßer Rest. Dann zersprang das Körnchen und ging in tausende Stücke auf. Ich wusste, oder irgendetwas wusste, dass ich mir der tausend Stücke bewusst war. Ich war dieses Bewusstsein. Dann hörte ich ein leises Pfeifen, das rasch näherkam. Ein strahlendes, gleißendes und irisierendes Licht zischte auf mich zu, und ein riesiger Engel legte seine Flügel aus warmem Licht um mich und senkte ein Buch in mein Herz. Es strahlte golden, und als ich es aufschlug, leuchteten die Seiten in hellem, klarem Weiß. Ich wusste, Adam Kadmon über-

brachte mir das Rokeach-Buch. Plötzlich färbte sich das weiße Licht dunkel und wurde kälter und kälter. Mein Blick heftete sich auf einen dunklen Schatten, der mich in einer Abwärtsbewegung in den Abgrund zog. Meine Füße schienen wie mit Bleigewichten beschwert. Dann erfolgte ein Einschlag. Mir blieb keine Zeit aufzuschreien, als eine Welle aus Stein und Blut meinen Rücken traf und mich zu Boden schleuderte. Der Aufprall verschlug mir den Atem. Ich hörte Stimmen. Sie klangen, als wenn mir jemand ins Gewissen redete oder befahl. Mein Körpergefühl veränderte sich. Im nächsten Moment ging ein Regen aus abgerissenen Gliedern auf mich nieder, an denen Kleiderfetzen klebten, eine Hand, Knochensplitter und Fleischstücke. Ich drehte den Kopf zur Seite und versuchte, mich auf die Hände abzustützen, die Kräfte verließen mich. Ich brach zusammen. Meine Beine begannen zu zucken, als hingen sie an Fäden. Mich überkam Entsetzen, als mich das Gefühl übermannte, dass mein Körper entstellt war. Wie sollte ich jemals wieder laufen, mich bewegen? Langsam krümmte ich die Finger, unglaublich froh, dass sie mir gehorchten. Ich drückte mich vom Boden ab. Von meinem Rücken fiel, was immer es auch war, herunter. Ich öffnete die Augen. Höllische Schmerzen, doch ich konnte verschwommen sehen. Es brauchte einige weitere Sekunden, um zu begreifen, dass ich am Fuß eines Geröllhaufens im Inneren einer Templerburg lag. Meine Schulter hatte sich unter einem abgebrochenen Mauerrest verfangen und mein Gesicht steckte in den Trümmern. Die Augen waren voller Staub und Sandkörner. Das Gewicht, das mich an Ort und Stelle festhielt, waren Leichenstücke und Tote – überall Tote. Der Blutregen färbte mich

rot und die Gesichter der Toten blickten mich mit starren Augen an. Der Antichrist war auf die Erde niedergekommen. Es war ein schrecklicher Anblick. Ich atmete tief ein und aus, und bemerkte im wachen Zustand, dass ich mich in der Hausruine befand.

Am Morgen zog ich weiter, bis die Hufspuren aus dem Nachtquartier plötzlich scharf nach rechts abbogen, weg von Mainz, das ich erreichen wollte. Da wusste ich, dass die Männer König Heinrichs nach Süden ritten, wo sich auch die Soldaten Kaiser Friedrichs sammelten.

Zum Angelusläuten traf ich in Mainz ein. Das Domgebirge aus rotem Sandstein leuchtete weit sichtbar in der Sonne. An der Mündung des Mains, dort wo der Rheinstrom sich nach Westen wandte, wurden Schiffe entladen, die Güter aus weiter flussabwärts gelegenen Orten wie Köln und Rotterdam an Bord hatten.

Ich ritt über die innere und äußere Gaupforte direkt in die Stadt auf den Dom zu, der dem heiligen Martin geweiht war. Der Dompatron war einer der ersten Miles Christi gewesen.

Hinter der Pforte warteten schon Bettler und ich musste langsamer reiten, da sie sich mir mit ausgestreckten Händen und flehentlich erhobenem Blick in den Weg drängten. Sie wussten, dass Männer des Schwertes häufig ein paar Silbermünzen für sie übrig hatten. Sie kannten keine Scheu, sich mir zu nähern, obwohl mein Schwert, mein Helm und mein Kettenpanzer mich als Mann auswiesen, mit dem nicht zu spaßen war.

Es war mein zweiter Besuch in Mainz, seit ich im Heiligen Römischen Reich lebte. Vieles hatte sich verändert, seitdem der Großvater der *Bestia immunda* die

Stadtmauern schleifen ließ. Weiter hinten erkannte ich den Roten Turm. Eine Möwe flog, vom Fluss herkommend, kreischend über mich hinweg. Mein Blick folgte dem Vogel, der im Himmelsblau verschwand. Ich sah am Gesims eines stattlichen Hauses die Umrisse einer Möwe in Stein geschlagen – die Möwe aus meinem Traum. Ich lenkte mein Pferd näher heran. Es war ein Judenhaus. Ich las die Inschrift. Es handelte sich um ein Haus der Mainzer Kalonymos-Familie. Nachdenklich ritt ich weiter. Zur meiner Rechten entsprang die Kirschbornquelle und hier bauten die Bewohner des Domkapitels eine *Nova Civitas*: zweireihige, gegeneinander gekehrte Häuserzeilen aus verputztem Holzgeflecht, in deren Mitte eine alte, knorrige Eiche stand. Um die Eiche war ein Erdwall mit einem Holzzaun gebaut.

Die Hufe meines Pferdes klapperte über den Boden und ich drängte es über den Domvorplatz. Ich schwang mich aus dem Sattel, überprüfte unwillkürlich, ob mein Schwert leicht durch die Schwertscheide glitt. Es war inzwischen fast dunkel, und die Klostergebäude hoben sich schwarz gegen das schwache Licht des Himmels ab, an dem erste Sterne schimmerten. In einer Wandhalterung brannte eine Fackel zwischen zwei Steingebäuden, in denen die Dormitorien liegen mochten, während zwei weitere hell an der Treppe des Doms flackerten.

Aus drei Schiffen, zwei Chören und zahlreichen Kapellen bestand der Dom. Der Westchor mit dem Hauptaltar war Sankt Martin, der Ostchor Sankt Stephan geweiht. Eine Straße führte am Dom vorbei bis zum anderen Ende des Klostergeländes, wo ein weiteres Tor in der hohen Mauer offenstand. Ich stieg ab und wandte mich

der Kirchentreppe zu, wo Funken von den Fackeln aufstiegen. Durch die offene Tür vernahm ich den Gesang der Mönche, getragen und schön, tief und rhythmisch, verebend und aufbrandend wie der Wellengang des Rheins. Langsam stieg ich die Stufen hinauf, und Stück für Stück enthüllte sich mir das Innere des Doms, eine Pracht aus strahlendem Kerzenschein, bemaltem Stein, gemeißelten Säulen und schimmernden Altären. So viele Kerzen! Das Kirchenschiff war voller Mönche in den schwarzweißen Kutten der Dominikaner, die kniend sangen. Da erschien mir der Gesang mit einem Mal bedrohlich, als bräche eine ansteigende Flut in tiefe, gefährliche Wellen ein. Als ich in den Schein der Kerzen trat, konnte ich die Worte verstehen und erkannte den Psalm: »*Quoniam propter te mortificamur tota die*«, sangen die Männerstimmen mit langgezogenen Silben, »*aestimati sumus sicut oves occisionis*. – Denn um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag, wie Schlachtschafe sind wir geachtet.«

Ich blickte nach vorn zu dem erhöhten Altarraum mit Baldachin, als ein Mönch auf mich zugehastet kam.

»Pilger haben nur zwischen Matutin und Non Zutritt zur Kirche«, sagte er und setzte seine Hand auf meine Brust. Ich stieß sie weg.

»Ich werde erwartet«, zischte ich wütend. Dieser Mönch glaubte wohl, dass ich es nicht wagen würde, in einer Kirche das Schwert zu ziehen, denn er legte wieder seine fleischige Hand auf meine Brust und versuchte mich wegzudrängen, während in diesem Moment am Hochaltar heftig mit einer Glocke geläutet wurde. Das Läuten wurde von dem Klopfen eines Stabes auf den Steinboden unterstützt.

»Führ ihn zu mir!«, bellte eine laute Stimme. Was noch von dem Gesang zu hören war, setzte nach und nach aus, bis es ganz erstarb. Der Mönch hatte immer noch seine Hand auf meiner Brust.

»Nimm die Hand weg«, fauchte ich ganz leise. Der Mann sah mich feindselig an und ich griff nach meinem Schwert, zog es aus der Scheide und schlug ihm die Hand ab. Dann steckte ich mein Schwert ruhig wieder in die Schwertscheide. »Ich habe dir gesagt, du sollst sie wegnehmen«, sagte ich, während ich ihm mit einer Altardecke die Hand abband und so das Blut stillte. Das Geschrei des verwundeten Dominikaners hallte durch den ganzen Dom. Die Mönche standen erstarrt um mich herum. Es war totenstill.

Am Hochaltar erhob sich gebieterisch ein großer Mann mit energischem Kinn, Erzbischof Siegfried III. von Eppstein. Seine Augen waren leicht zusammengezogen, musterten mich scharf und über seine vollen Lippen kam ein Keuchen. Der erzbischöfliche Stuhl von Mainz war seit Jahrzehnten in den Händen der Herren von Eppstein, die von Hainhausen abstammten und umfangreichen Besitz am Main, im Spessart und im Taunus besaßen. Papst Gregor IX. bestätigte im Januar dieses Jahres die Privilegien des Mainzer Bistums und Siegfried setzte in der Reichsabtei Lorsch, die ihm unterstellt war, die Bruderschaft der Zisterzienser ein. Er wies mit seinem Bischofsstab zu einer Tür. Ich ging auf sie zu und der Erzbischof von Mainz folgte mir in die Kapelle, wo sich seine Residenz befand. Er schloss die Tür und schlug mir mit seinem Stab mitten ins Gesicht.

»Auch einem Templer ist es nicht erlaubt, in der Kirche Gottes sein Schwert zu ziehen!«

Ich blickte kurz und gleichmütig an die Decke und antwortete: »König Heinrich will das Gold der Dominikaner in Straßburg rauben, um seinen Aufstand gegen Kaiser Friedrich zu finanzieren.«

Der Erzbischof lief aufgeregt hin und her. »Dominikaner! Gott sei gelobt, Konrad von Marburg ist tot! *Et cuncta erant bona* – Und alles war gut. Er kann mir nicht mehr in meine Rechtshoheit sprechen. Und der Kaiser schließt Frieden mit dem Sohn des Kelheimer Herzogs, Otto dem Erlauchten. Immer mehr Fürsten glauben, dass König Heinrich den unbekanntenen Meuchelmörder, der den Kelheimer mit einem Dolchstoß niederstreckte, beauftragte.«

Ich sprach das Einfache aus: »König Heinrich ist eine Gefahr für das Heilige Römische Reich!«

»Das ist wahr«, erwiderte Siegfried und starrte blicklos in eine Ecke.

»*Si vis pacem, para bellum.* – Wenn du den Frieden erhalten willst, so rüste zum Krieg«, sprach ich weiter und der Erzbischof nickte.

»Bringt mir das Gold der Dominikaner und ich helfe euch gegen König Heinrich.« Er wies auf eine Wandöffnung mit einem schmalen Gang. »Aber ich kann euch nicht vor den Dominikanern schützen. Die alte Eiche wird euch retten.«

Zurück bei der *Nova Civitas* ließ ich meinen Blick über den großen, alten Baum wandern, und entdeckte einen halb verborgen bogenförmigen Eingang zu einem

Schlund, wo das Herz des Baumes gewesen sein musste. Ich glitt in die Öffnung und fand mich in einem natürlichen Hohlraum wieder, an den sich ein moosbehängener unterirdischer Gang anschloss. Bald fand ich mich vor den Toren von Mainz wieder. Nicht weit davon stand mein Pferd. Der Halbmond brach immer wieder zwischen den Wolken hindurch und machte mich unruhig. Ich suchte die Dunkelheit.

Die Wahrheit der *Ecclesia* ist der Baum der Erkenntnis. Gott der Vater ist der König der Engel, die sich um seinen Thron gruppieren, um ihn zu dienen. Gott erschuf seine Engel aus göttlichem Licht und einige wenige aus Feuer. Doch alle seine Engelscharen handeln nach seinem Willen. Einer der Feuerengel wurde Gottes Liebling: Luzifer, der besonders schöne und leuchtende Engel. Ich, Michael Bar le Dac, erhob mich, um mit dem Drachen zu kämpfen, der die ganze Welt verführte, und ich stürzte ihn und seinen Engel Luzifer in die Tiefe. ›Im Zorn erinnere dich deiner Liebe!‹ Das waren die Worte des Engelsfürsten Luzifer, als er den Thron Gottes verließ. Er wurde zu einem Ankläger, und trat vor Gott gegen die Menschheit auf. Nur ich kann über Luzifer herrschen und ihn zum Schweigen bringen. Ich war der Erzengel Michael – ein Bote Gottes!

Am nächsten Morgen ritt ich südwärts. Ich musste nach Straßburg, denn dort traf ich König Heinrich wieder. Es war das Jahr 1235, ich war fünfunddreißig Jahre alt, in der Mitte meines Lebens und hatte mit meinem Schwert das Heilige Land erobert. Ich war Michael Bar le Dac, der den Heiligen Gral finden würde. Mein Weg war der Weg des

Schwertes, und er würde mich eines Tages nach Hause nach Bar le Dac in Lothringen zurückführen. *Ego sum via – Ich bin der Weg.*